



Berlin, den 19. Januar 1901.

Jubilus.

Kressin, am zweiten Sonntag nach Epiphania.

Großer Bruder und Mitglied des Herrenhauses!

Su bequem brauchtest Du Dir auch nicht zu machen. Nein: im Ernst! Dein Neujahrgruß war ja die reine dringende Depesche; eine Wortknapperei, als ob Du dreifache Tage zu zahlen hättest. Und seitdem nichts. Und vorher eine Ewigkeit auch nichts. Denn die Karte, die bei dem wundervollen Stilleben von Borchardt lag, kann ich doch nicht rechnen; ich roch ihr an, daß sie im Laden geschrieben war. Ist's Eurer Liebden ein so ungeheures Opfer, einer armen Landfrau, die mit klammen Fingern zu nachbarlichen Dinern kutschiren muß, de temps en temps ein paar Zeilchen zu schreiben? Die Arbeit erdrückt Dich nicht (Ihr Befestigten habt Euch ja schon wieder mal vertagt) und Lotte verlangt auch nicht von Dir, daß Du alle Abende mit dem Halsorden losziehst. Ich finde diese Schweigsamkeit einigermaßen stilllos. Lies doch, wie Bismarck seine Malwine bedient hat. Sie ist klüger, — zugegeben; aber auch Du hast es mindestens in der Diplomatie nicht so weit gebracht wie der Kniephofer. (Womit nicht gesagt sein soll, daß Dus nicht verdient hättest!) Man muß sich nachgerade schämen, immer zu betteln. Du weißt, wie wir hier sitzen; halb erfroren, mit standesgemäßen Verpflichtungen bis in die Knochen und ohne Draht nach Berlin, wenigstens ohne Nachrichten aus dem Allerheiligsten. Du weißt auch, daß Deine Schwester, der Du früher die Ehre erwiefst, zu behaupten, sie sei für ihr Geschlecht und ihre Jahre nicht übertrieben dumm, nun mal die verdrehte Leidenschaft für

alles Politische hat, die einzige ihres Lebens (Adolf hört's nicht, und wenn Du Dich unterstehst, zu plaudern, packe ich bei Lotten aus). Deshalb finde ich's nicht allzu nobel, daß Du mich in neuerer Zeit so ecartirst. Unmöglich kannst Du Dir doch einbilden, daß mir mit Molossof, englischer Sellerie und französischen Birnen der Mund zu stopfen ist. Soll ich meine Kenntniß politischer Dinge künftig etwa aus dem Gotha schöpfen, den Philis Bild mir diesmal übrigens nicht interessanter gemacht hat? Oder soll ich den armen Adolf, der das neue Jahrhundert mit einem bösen Bordeauggichtanfall begann, langsam zu Tode quälen? Wenn Dir das Leben Deiner Agnaten überhaupt noch ein Bißchen lieb ist: laß mich nicht länger zappeln!

Drei Worte nenn' ich Dir, inhaltschwer: Was ist los? Nun lächle gefälligst nicht bis an die Plombe und antworte etwa wieder: „Nichts von Belang!“ Das kennen wir, eben so wie Dein „Nächstens mehr“. Damit hast Du mich schon rasend gemacht. Wird nicht mehr angenommen.

Was ist los? Ich weiß gar nichts. Und schließlich liegt doch Allerlei in der Luft. China. Kanal. Handelsverträge. Wie Bülow sich macht. Ob Posadowsky wirklich der rothen Bande geopfert wird. Ob Waldersee beim großen Schub die Durchlaucht kriegt (August Dönhoff und Guido Hensel wohl sicher?). Dein Miquel soll fertig sein. Und beim Landrath wurde neulich gestritten, ob Poddieleski oder Golz die Eisenbahnen nehmen wird. Das sind doch Sachen, von denen Du was wissen mußt. Aber es scheint Dir Vergnügen zu machen, wenn Du Dir sagen kannst: Sie sitzt draußen in der Kälte und ärgert sich über mein Schweigen die Selbstjudt an den Leib.

Den Gefallen habe ich Dir bis jetzt nicht gethan; kann aber noch kommen. Vorläufig bin ich sogar in gehobener Stimmung und am Liebsten setze ich mich morgen auf die Bahn und läme zu Euch. Nicht in die Reichshauptstadt (aus dem berühmten „Reich“ habe ich mir nie so viel wie Du gemacht), sondern in die Residenz des Königs von Preußen. Kinder, seid Ihr zu beneiden! Wenn ich an den Achtzehnten denke, klopft mein altes Herz im Galopptempo und ich merke, daß ich in der wüsten Zeit seit Neunzig meinen schwarz-weißen Patriotismus doch nicht verlernt habe. Zweihundert Jahre! Und welche Veränderung, vom Marquis de Brandebourg bis zum Deutschen Kaiser! Das sollen die Anderen uns erst nachmachen. Und das Gefühl, daß unsere Familie dabei war, ist auch nicht von Pappe. Marien habe ich auf die Seele gebunden, die Hohenzollernwoche im Hoftheater nicht zu versäumen. Denke Dir: „Quisows“, „Neue Herr“, „Burggraf“, „Eisenbahn“, „Prinz von Homburg“, „Aus eigenem Recht“, „Testament des

Großen Kurfürsten“, — Alles in einer Woche! Es muß großartig sein. Du gehst natürlich doch auch hin? Kommt ja nicht wieder vor.

Adolf verzieht die Lippe, wenn ich davon rede, und murmelt was von Byzanz. Du ahnst nicht, wie roth er geworden ist; nicht wiederzukennen. In seinen Augen ist Alles Dekoration. „Ein Fest mehr!“ Als ob man den Tag, der Preußen zum Königreich gemacht hat, ungefeiert vorübergehen lassen könnte, ohne den Demokraten zu zeigen, was die angestammte Dynastie und der eingefessene Adel für sie gethan hat. Aber er hat sich allerhand Schmöder herausgeframt und aus der Leihbibliothek kommen lassen und erzählt mir nun die tollsten Sachen. Mit dem ersten König sei nicht viel los gewesen. Ich habe ja auch nicht viel für ihn übrig, wegen der drei Frauen; doch Adolfs Schilderung geht übers Bohnenlieb. Titel sei er gewesen, ein schlechter Sohn, der als Kurprinz mit Oesterreich gegen den Vater konspirirte, und als Ehemann ein sehr unsicherer Kantonist. Feste und Effekte habe er über Alles geliebt, das Geld mit vollen Händen zum Fenster hinausgeworfen und eine Günstlingswirtschaft eingeführt, deren Folgen noch Jahrzehnte lang zu spüren waren. Ich solle nur lesen, was über das „dreifache Weh“ des Preußenlandes damals im Volk geredet wurde (fällt mir nicht ein). Wegen Dandelmänn habe er sich unglaublich undankbar benommen, seinen besten Minister in die Verbannung geschickt und sich, bei allem Hochmuth, zum Werkzeug der ruppigsten Schmeichler hergegeben. König habe er nur werden wollen, weil ihm der neue Kurhut des Hannoveraners und die Polenkronne des Sachsen in die Augen stach und weil er sich geärgert hatte, als ihm im Haag nicht, wie dem oranischen Wilhelm, ein Lehnstuhl hingestellt worden war. Vor allen Dingen aber habe er die Gelegenheit zu einer großen Galavorstellung gesucht und verdammt wenig nach den Bedürfnissen des Landes gefragt. Ueberhaupt sollten wir nicht so thun, als seien alle Hohenzollern enorme Leute gewesen. Keine Spur. Weder auf den ersten Friedrich noch auf den zweiten, dritten und vierten Friedrich Wilhelm dürften wir uns was zu Gute thun. Und was bleibe dann von 1688 bis 1888? Der Soldatenkönig (den Adolf wegen der Ernennung des Hofnarren zum Akademiepräsidenten, wohl auch wegen des Podagraß, liebt), der junge Fritz und der alte Wilhelm. Das sei für zweihundert Jahre doch nicht allzu riesig. Und dabei hat er immer Stellen aus irgend einem Schmöder parat, um meine Zweifel zu widerlegen. Du kannst Dir ungefähr denken, wie mir zu Muth ist, wenn ich solche Sachen höre. Das wäre früher in Preußen undenkbar gewesen, besonders von einem Pommern, dessen Vater vom König die Acco-

labe bekommen hat und der selbst an besseren Feiertagen heute noch den Majorsrock trägt. Aber ich lasse mich nicht unterkriegen. Schade nur, daß man so wenig gelernt hat und nicht ordentlich disputiren kann. Adolf ist einfach verärgert und sieht Alles schwarz. Ich schwarz-weiß. Meinen Preußenstolz kann Keiner mir rauben. Und wenn Alles wahr wäre, was in den Demofratenbüchern steht: Hohenzollern bleibt doch eine große Nummer. Und wenn wir die Sache nicht halten, wer dann? Der sogenannte Hausherr kann sich auf den Kopf stellen: am Achtzehnten wird, und wenn die Fenster noch so dick gefroren sind, illuminirt, der Kantor muß das Preußenlied spielen und für die Leute giebt's Königsgeburtstagsessen mit Punsch.

Hast Du 'ne Ahnung, ob von dem Segen viel in unsere Gegend fallen wird? Runo soll diesmal die Kette kriegen. Man erwartet große Ueber- raschungen. Schon Silvester segten die Leute mir zu. „Der Herr Bruder ist doch gewiß informirt; bei seinen Beziehungen!“

Ja, mein informirter Herr Bruder! Man wird wirklich zur komischen Figur. Na, ich sage nichts mehr. Du weißt, woran Du bist. Grüße mir Lotte, die an Deinen Thaten und Unthaten sicher schuldlos ist; in diesem Winter kommt sie mit ihrem Breitschwanz auf die Kosten. Und Du, Gräuel, bessere Dich schleunig; sonst schließe ich Dich von der Jubiläumsamnestie aus und leugne jede Gemeinschaft mit Dir. Wo feierst Du Freitag? Ich vermuthete: Monopol, von wegen des Essens. Da hättest Du so ziemlich an jedem Tisch (Herrgott, wie large ist's her!) Gelegenheit zu reumüthiger Erinnerung an Deine einst verwehnte, jezt mißhandelte Schwester

Rina.

Berlin, drei Tage vorm Preußenfest.

O meine holde Kriegerin

(so nennt, glaube ich, der Mohr von Venedig sein Täubchen): Du bist hart, Du bist grausam, Du bist ungerecht. Ja, ohne Spaß. In Deiner pommer- schen Eispalastruhe vergißt Du stets, welche Forderungen ein berliner Winter an meinen immerhin doch schon alten Leichnam stellt. Auf Halsordenparaden bin ich, wie Du wissen könntest, nicht vers.ffen. Aber es giebt Sachen, denen man sich nicht entziehen kann. Gewiß ist's meist Unsinn und reich angemäßig langweilig; und doch muß man acte de présence machen. Ein wahrer Segen, daß die Dinere kürzer geworden sind, seit S. M. das System der drei Gänge eingeführt hat. Beim fünften Bericht pflegte ich mir zu schwören: Nie wieder; und am nächsten Abend saß ich, der Noth, nicht dem Triebe ge-

horchend, abermals vor einem Hammelrücken. Aber mein Seelenleben interessirt Dich nicht. Du willst Neuigkeiten. Ist Das die wahre Liebe? Glissons. Auch über Deine lieblichen Anspielungen auf meine diplomatische Unzulänglichkeit, Vergleich mit Bismarck und ähnliche Waffentänze hinweg, pommersche Penthesilea. Du wolltest mir Eins auswischen. Das aber ist Euer Hochwohlgeboren vorbei gelungen. Und der alte Ritter antwortet, galant, wie er ist, auf den Schlag mit einer Erklärung zärtlichster Liebe.

Denn im Grunde ist meine böse Schwester, die das Gefühl ihres greisen Bruders an der Länge seiner Briefe mißt, eine famose Frau. Eine Preußin, die ihre Farben kennt. Manchmal kommt mirs vor, als seist Du die Letzte vom alten Schlag. Und deshalb freut es mich doppelt, daß Du Dich von Adolf nicht röthlich anhauchen läßt. Er hat Recht. Aber Du hast auch Recht, hast sogar erst recht Recht. Und wenn Du von A bis Z, von Andrée bis Zepelin, alle Neuigkeiten dieser Erde aus ellenlangen Eilbotenbriefen erführest, könntest Du nichts lernen, was neben Deinem prachtvollen Preußenfanatismus irgendwie in Betracht käme. Erhalte ihn Dir, mein Kind, und laß Dich nicht auf die Bank der Spötter locken. Für mich wars ja eine harte Entbehrung, daß Du während der letzten Jahre so selten hierherkamst; für Dich aber wars gut. Immer weit vom Schuß! Sonst wäre selbst von Deinem festen Glauben vielleicht manches Stück abgebröckelt.

Adolf hat Recht: mit dem ersten König war kein Staat zu machen. Zum Glück war der Staat schon da. Und wenn die Krönung der Prunksucht des Herrn zu danken war: soist. Uns kommen ja trübe Gedanken, wenn wir lesen, wie er mit einem Gefolge, zu dessen Beförderung außer dem Marstallinventar noch dreißigtausend Vorspannpferde nöthig waren, nach Königsberg zog, die Schloßkirche wie einen Festsaal ausputzen ließ, sich in einen Scharlachrock kleidete, der von Goldstickerei strohte und an dem jeder Brillantknopf dreitausend gute Dukaten gekostet hatte; dazu die Diamantengraffe, die den Purpurmantel zusammenhielt und deren Werth damals unschätzbar schien. Die ganze Sache muthet uns, mit der Salbung, den Hofpredigerleistungen der Urstinus und Sanden, den silbernen Thronesseln und goldig glänzenden Herolden, ein Bißchen bourbonisch an; und das Land hat an den Folgen solcher Verschwendung, der ewigen Bauten und Feste, lange genug zu leiden gehabt. Aber wir sehen diese Dinge nicht mit den Augen der Leute von 1701, die froh waren, einen König in Preußen zu haben. Schlimmer ist schon das Verhalten des Kurprinzen, das wir aus Nébenacs, des französischen Gesandten, Berichten kennen, die Konspiration

mit dem Ausland gegen den eigenen Vater und König und der üble schwiebuser Handel. Später dann die Wirthschaft mit Günstlingen und Maitressen bösesten Kalibers. Die langwierige Aventure mit dem ehrenwerthen Fräulein Rickers aus Emmerich, der Schankwirthstochter und verehelichten Reichsgräfin von Wartenberg, die bei Hof den unvermählten Prinzessinnen vorging und die dem König abgeheimlichten Staatsgeheimnisse ihrem englischen Liebhaber, dem Gesandten Lord Raby, verrieth. Um Deine keuschen Ohren zu schonen, halte ich mich bei diesem heiklen Kapitel nicht auf; empfehle nur, im Hohenzollernmuseum mal Friedrichs zweiten Trauring anzusehen, den die Inschrift à jamais bestimmte und der schon am Tage der Hochzeit zerbrach. Du wirst Deinem Bruder auf sein ehrliches Gesicht glauben, daß es in Berlin damals wüßte zugeht. Dandelmann hatte seine Fehler. Er war schroff, fühlte sich in seiner Allmacht zu sicher und schadete sich durch seinen Nepotismus. Sieben Dandelmanns, sämmtlich Söhne des selben holländischen Vaters, in hohen brandenburgischen Staatsstellungen: Das war auf einen Hieb ein Bischen viel. Und Ministern, die mit der Frau ihres Herrn nicht gut stehen, droht bei uns immer der Sturz; siehe Puttlamers Abhalfterung und Bismarcks Leiden. Anderswo ist's übrigens auch nicht anders. Und Sophie Charlotte, die sich in Briefen an die Pölnitz Friedrichs armes Schlachtopfer nennt, scheint mehr als einen augustischen Zug gehabt zu haben. Einerlei: Eberhard Dandelmann war ein ganzer Kerl, als Finanzminister ein Miquel mit pupillarischer Sicherheit, als Wirthschaftspolitiker von beinahe bismärckischer Rücksichtslosigkeit, die sogar vor Grenzsperrern nicht zurückschröckte, wenn es darauf ankam, der heimischen Manufaktur das Leben zu erleichtern. Daß der Kurfürst ihn den Wartenberg, Wittgenstein und Wartensleben opferte, den „drei großen Wehs“ (oder, wie Dein Gebieter auch richtig citirt, dem „dreifachen Weh“) Preußens, ist und bleibt ein Jammer. Und der Prozeß, der folgte, ein Skandal. Ein junger Professor Breyßig hat sehr interessant darüber geschrieben; soll ich's Dir schicken? Peiß und Kottbus sind schlimme Namen für das Haus Hohenzollern. Aber Herren von sehr jugendlichem Selbstgefühl unbequeme Wahrheiten sagen, war nie ein leichtes Geschäft. Die Dohna und Wartenberg, die damals ihr Händchen im Spiel hatten, heißen heute höchstens anders; das Treiben ist unverändert und wir könnten gleich das Jubiläum der Kamarilla mitfeiern. Der erste König hatte übrigens nicht nur schlechte Seiten. Er war kränklich, verkrüppelt, launisch, seine Dritte, die mecklenburgische Venus, machte ihm mit ihrem religiösen Wahnsinn das Leben sauer, aber er zog doch wenigstens ordentliche Leute heran, Leibniz, Thomasius, Wolff,

Franke, und ließ von Schlüter und Cosander schöne Sachen, nicht geschmacklosen Kram, auf die Straße stellen. Die Geschichte von dem Lehnhühlerger mag stimmen. Hat aber nicht unser zweiter Kaiser als Kronprinz in Petersbad zu Freytag gesagt, die Unhaltbarkeit der deutschen Zustände sei ihm ganz klar geworden, als er während der pariser Weltausstellung sah, wie sein Vater hinter dem Zaren rangirte? Solche Momente haben sehr oft mitgesprochen; Gekrönte sind eben auch Menschen. Immerhin bleibt Adolfs Ansicht bestehen. Wir können den Freund der Rikers nicht retten. Gerichtet hat ihn schon sein Enkel, den der erste König selbst noch über die Taufe hielt. Und gegen den Alten Fritzen wirst Du nicht rebelliren.

Ist auch nicht nöthig. Denn schließlich hast Du doch Recht; und der kressitner Tyrann ist schief gewickelt, wenn er über Preußen Wige reißt. Es ist eine große Sache. War wenigstens eine. Ohne Grazie, nicht sehr liebreizend; eine wollene Jacke, die anfangs kratzt, aber wärmt. Ein auf eine Idee gebauter Staat ist eine Seltenheit; und die Pflicht als Portier, die Vernunft als Beschließerin! Mag Friedrich zehnmal nach Königsberg gegangen sein, um sich ein paar Wochen zu amüsiren und Hoftheater zu spielen: was er machte, mußte gemacht werden. Und daßers machte, müssen wir feiern. Du kennst meinen Degout vor sogenannten Nationalfesten und weißt, wie ich an der Saalburg litt. Diesmal ist's aber in der Ordnung; wäre auch unter dem alten Herrn gefeiert worden. Adolf zieht die Lippe. Sieh ihm statt des Mouton Rothschild leichten Mosel und frage ihn, obs nicht eine ganz hübsche Leistung ist: von 1712 bis 1815 Fritz, Wilhelm und Bismarck geboren. Mir genügt es. Segen schlechte Regenten ist kein Kraut gewachsen, keine Schutzimpfung erfunden: können nur vom Volk, wenn es danach ist, erzogen und secundum ordinem eingeschränkt werden. Was produziren denn andere Familien? In der Finanz pflegt schon die zweite Generation anzufaulen. Er soll sich den Lieutenant ansehen, den gemeinen Mann mit und ohne Treffen, die anonyme Masse im Waffenrock, die kloßige Kraft der ganzen Staatsorganisation. Und bedecken, was die wendischen und poladischen Bastarde aus ihrem Jammerboden gemacht, wie sie den Widerstand der höher kultivirten Westdeutschen gebrochen und welche Stellung sie sich in der Welt zugelegt haben. Das war kein Kinderspiel. Nein: am Ahtzehnten können Volk und Dynastie einander gratuliren; das Geschäft war für Beide nicht schlecht. Jetzt sitzt ja der Schwamm im Haus, die Idee ist abgeseht und in den Fundamenten kracht es verdächtig. Wir werden uns mit der Modernisirung beileilen müssen, wenn wir weiter mitzählen und von Kultur nicht immer nur

reden wollen. Aber Deine Preußenliedstimmung brauchst Du Dir darum nicht stören zu lassen. Und Punsch kannst Du den Leuten auch geben.

Nur ford're, schwarz-weiße Dame, gütigst nicht von mir, daß ich den Borussia-Stolz ins Theater führe. Dein Register hat übrigens ein Loch: Du hast den „Ablersflug“ vergessen, das Reuste des unter der Kanone dichten- und trachtenden Artilleristen. Wahrscheinlich der Gipsel von's Janze. Für diese Sachen fehlt mir das Organ. Mir wird zum Speien, wenn ich einen geschwinkten Wimen mit geklebter Kurfürstennase und der Bornehmheit eines bramsigen Kammerdieners den Landeskvater und Junkerbändiger tragiren sehe. Daß die Stücke so miserabel sind, ginge noch hin; aber diese kindischen Verhimmelungen! Ist ja nur Futter für die Opposition. Und nach meiner ergebensten Meinung so unpreußisch wie möglich. Der Alte Fritz sah mit seinem hellen Auge, daß wir für nationale Heldengedichte kein Talent haben; darin seien die nations cultivées uns über. (Ob er an die Pucelle oder nur an die Henriade seines Freundes dachte?) Jetzt wird das Genre in Treibhäusern gezüchtet. So viel ich weiß, vollkommen neues System: das Theater als Mittel zum Zweck monarchischer Volkserziehung; selbst Bonaparte ist darauf nicht gekommen. Vielleicht macht das Siebentagewerk Marien Spaß. Dein Bruder ist nicht mehr jung genug, um zu glauben, alle Hohenzollern seien Halbgötter oder mindestens des lieben Herrgotts Geheimräthe, alle Junker, Schöppenmeister und ähnliche Kujone störrige, eigensinnige Eitel gewesen, die der erleuchtete Erlauchte zu ihrem Glück zwingen muß. Such Dir den homburger Prinzen heraus (Reclam; der Junge brauchte ihn als Pennäler) und lies den kleinen Monolog des Großen Kurfürsten, bevor er Hans Kottwitz empfängt: Das ist Preußisch-Hohenzollern. Und wenn Du ein Endchen weiter kommst — hoffentlich bis zu dem Ruf: „In Staub mit allen Feinden Brandenburgs!“ — dann nimm ein Schlüßchen (aber keinen Tischwein, sondern gute Lage) und sage Dir: Es ist eine Sache; und wir waren dabei.

Höre mal: ich habe in bedenklichem Grade das Gefühl, zu einer Strafarbeit verurtheilt zu sein. Mit List und Schlaueit hast Du mich auf ein Gebiet gelockt, in das die Bäche meiner senilen Geschwägigkeit sich gern ergießen. Und dann wunderst Du Dich, wenn ich mit der Brieffschreiberei für ein Weilchen Schicht mache! Ich kanns einfach nicht schaffen. Und Dein Speisezettell ist ja noch lange nicht fertig. Immer die ländliche Vorstellung von meiner Allwissenheit! Ich weiß gar nichts, Madame, und auch Das nicht mal genau. Du vergißt, daß ich aus der eigentlichen Hofgesellschaft

'raus hin. Meine Freundschaft liegt in der Mark herum unter der Erde.
Du kennst doch die Verse meines alten Lieblings Fontane:

Sechs rohrfche Lettern ihn tragen,
Sechs Andere nebenher.
Dann folgen Drei von der Hagen
Und Drei von Häßeler.
Ein Ribbeck, ein Stechow, ein Zietzen,
Ein Rathenow, ein Quast,
Vorüber an Scheuern und Niethen,
Auf den Schultern schwankt die Last.

Oft genug mitgemacht. So bin ich einsam geworden und kann Deiner Neugier (pardon: Deinem Patrioteneifer!) nur selten noch Lohnendes apportiren. Bezähme Deine Ungeduld; die Liste der Jubiläumsauszeichnungen wird zwölf Stunden nach diesen Zeilen in Deinen zarten Händchen sein. Dann kannst Du die neuen Fürsten und die frisch gebadenen Ritter genießen und Dich con amore ärgern. Für Euren Kreis wird schon was „Ordentliches“ abfallen. Und Runo braucht keine Angst zu haben.

In Sachen Politik kann ich wirklich nur sagen: Nichts von Belang. Auf die Gefahr, daß mir die Geburtstagstorte entzogen wird. China läppert so sacht zu Ende, Mumm braucht nicht mehr extra dry zu sein, in der Wilhelmstraße athmen die Leute auf und Alfred Waldersee wird sich bald neue Visitenkarten bestellen können. Für den Kanal sind die Aussichten jetzt gut und ich bin sicherer denn je, daß er kommt. Ob der Zollhandel mit fünf oder sechs Mark schließen wird: das Vergnügen, sich darüber zu erschauflern, überlasse ich den fraktionell gedrückten Standesgenossen. Die Sache liegt heute anders als Zweiundneunzig, wir sind in der Exportpolitik mitten drin, legen unser Bißchen Geld in Panzerschiffen und Kreuzern an und es handelt sich nur noch darum, Uebergänge zu schaffen. Dafür interessire ich mich gar nicht. Lieber gleich ganz ins Wasser. Merkwürdig, daß unsere Leute nicht sehen wollen, wohin die Reise geht, und selig sind, wenn sie Morphinum kriegen. Die früheren Freihändler sind gerissen genug, um die Situation zu verstehen, und haben im Innersten ihrer Händlerherzen (siehe Handelstag) nichts gegen höheren Kornzoll, der doch nichts ändern kann. Bülow sehr geeignet für diese Aufgabe, die eher einen Palmerston als einen Bismarck verlangt; wenn er sich nicht zu früh abnutzt, was bei der vorhandenen Sucht, diligentiam zu prästiren, nicht undenkbar ist, wird er zwischen Mirbach und Siemens geschickt durchslaviren und den „Markstein“ des Krlosen zeitgemäß ersetzen. Hoffentlich sorgt er auch dafür, daß der König sich diesmal in der

Sache nicht wieder exponirt. Unglaublich günstige Lage, wie stets bei Verschiebungen der Machtverhältnisse, wo zwei Klassen sich einer Regierung zum Heeresdienst anbieten: eine, die nicht von der Krippe scheiden mag, und eine, die 'ran will. „Mein“ Miquel? Daß er geht, werde ich glauben, wenn ich den Nachfolger im Reichsanzeiger lese. Posa hat den Blattschuß, kann aber noch lange laufen; um so länger, je öfter die Umsturzleute ihn ankratzten. Sie haben zu früh geschossen; wenn die Bombe erst im Reichstag platzte, war sie tödtlich. Das Lechtelmechtel mit dem Centralverband ist nicht zu rechtfertigen und es ist eine Schande, daß Konservative so was überhaupt versucht haben. Aber den Mann schätze ich nach wie vor und bedaure, daß er offenbar vollkommen abgearbeitet ist. Glaubst doch nicht an alle „Krisen“, die Reporter erfinden! S. M. ist viel ruhiger geworden und sieht nicht gern mehr neue Gesichter. Die Männer auf der Scheibe müssen nur immer so thun, als wüßten sie nicht, ob sie morgen noch da sein werden. Das gehört jetzt zum Metier.

Glaubst Du nun, daß absolute Windstille ist und daß mein Gehorsam keine Grenze kennt? Für künftige Fälle merke Dir: hier wird heutzutage immer nur eine Sache betrieben, eine allein, und bis sie zu Ende ist, haben alle Flöten zu schweigen. Jetzt heißt die Losung: Preußenfeier. Warte ab, was dann kommt. . . Monopol ist nichts für den Achtzehnten; zu geräuschvoll an solchen Feiertagen. Kleine Sache bei uns. Ein paar alte Stockjunker, die nichts mehr zu hoffen haben und deren Familien seit anno Joachimken zwischen Elbe und Weichsel sitzen. Namen kannst Du Dir denken. Ein erträglicher Tropfen wird sich auftreiben lassen. Da wollen wir, wenn der Haupttrummel vorbei ist, von Preußen sprechen; wie es war, nicht mehr ist, auch nicht mehr sein kann. Schade, daß wir Euch nicht hierhaben können.

Adolf soll seine Galle dem Jungen verbergen. Wenn ich noch einen zu erziehen hätte! Sollte ein kleiner König werden, Einer, den kein großer König umkrempeln und zum galonnirten Diener machen könnte. Aber wir Beide, theuerste Ninette, sind die Letzten vom Mannesstamm. Gute Nacht, tapferes Herz. Ich bin abenteuerlich müde. Fürs Festprogramm empfehle ich: Eroica (Rantor?) und den homburger Prinzen; Rauenthaler und ein Schuß Fontane kann auch nicht schaden; und wir waren dabei.

Zimmer Dein Bruder und Dienstmann
Moriz.



Kolonialbeamte.

Im jüngsten Kolonialetat findet man einen Posten für die Ausbildung zweier Assessoren in großen Handelshäusern zu Bremen und Hamburg: die beiden Herren sollen sich dort ein Jahr lang wirtschaftlich „belernten“. Voilà: ein neuer Direktor im Kolonialamt und ein neues „System“. Man traut dem reinen Jus nicht mehr so recht und will es vom Seewind ein Jahr hindurch nach der praktischen Seite hin läften lassen. Das ist doch der Zweck der neuen Forderung und in dieser Hinsicht kann man sie als eine linde Regung zur Besserung mit loyalem Beifall begrüßen; aber auch nur als die erste linde Regung. Denn wenn es damit sein Bewenden hätte, wenn es nicht in weiteren Maßnahmen zu einem Kehraus in der Kolonialkarriere kommen sollte und nicht auch die feste Zusicherung gegeben wird, daß in der Vorbildung unserer Kolonialbeamten nun gründlich Wandel geschaffen werden soll, dann muß man diese assessores rerum mercantiliun als ein nichts-sagendes Kompliment an die immer dringender werdenden Kolonialreformer von der Schwelle abweisen. An sich können ja diese beiden Herren, die nun ein Jahr lang in den beiden Hansestädten den großen wirtschaftlichen Geist des Seehandels über und in sich ergießen lassen werden, nur als neue Humoristika unserer Kolonialpolitik in Anspruch genommen werden. Das müssen schon wirtschaftliche Genies sein, die in so kurzer Zeit wirtschaftliche Autoritäten werden können — als solche wünscht sie doch das Kolonialamt zu seiner eigenen Belehrung auszubilden —, und wenn sie dort dieses Genie in sich entdecken, dann werden sie so unklug nicht sein, zum Altentraub der Wilhelmstraße zurückzukehren. Wer die Macht, praktisch Großes zu schaffen, in sich erkannt hat, wird nicht in der Bureaustube hocken. Aber die Gefahr liegt fern, daß die beiden Herren sich übermäßig in die hanseatische Wirtschaftspraxis vertiefen werden. Es wird ihnen eben so ergehen wie den jungen Herrn Kommerzienrathshöhen, die zu den Geschäftsfreunden der Väter in die Lehre gegeben werden: der Betrieb großer Häuser ist so exakt und so peinlich knapp geregelt, daß in ihnen für Lehrlingsspielereien der jeunesse dorée keine Zeit und Lust übrig bleibt. Die jungen Herren haben ja in der Regel Taft genug, ihren Meistern die Unbequemlichkeit ihrer Anwesenheit zu ersparen und interessanteren Studien, als sie ihnen der Arbeitstisch bietet, in jener Welt sich hinzugeben, wo Geschmeide geschmeidig machen. Was soll denn der Handelspatrizier mit dem Herrn Kolonial-Assessor auch anfangen? Soll er ihn in seine Bücher gucken lassen und ihm erklären, wies gemacht wird? Soll er ihm theoretische Vorträge halten und schwungvolle Phrasen dreheln über die Nothwendigkeit der Kolonialpolitik und deutscher Seegelung? Die Phrasen hat der Herr Assessor auch in seinen patriotischen

Bereinen billig; er kam, um zu sehen, wie man diese Worte in die That umsetzen kann. Das aber wird er bei diesem Ausflug in die Welt der Arbeit nicht lernen; der ehrenamtliche Lehrmeister wird auch nichts Anderes sagen können als der Erbkönig:

„Willst, feiner Knabe, Du mit mir gehn?
Meine Töchter sollen Dich warten schön.“

Das Familienalbum wird sehr bald das Hauptbuch ersetzen und der schneidige Herr Assessor, an patriotischen Festtagen ein eleganter Mars, wird mit dem bei Verwaltungsbeamten selbstverständlichen Chic die Führung der Mädchenherzen übernehmen. Und wenn er dann nach Jahresfrist in die Wilhelmstraße zurückkehrt, bringt er vielleicht nur die eine — aber für ihn gewiß werthvollste — praktische Erfahrung mit, wie viel von seiner Zukünftigen auf dem Wasser liegt.

Die Idee der *ass. rer. merc.* ist sehr niedlich und fülgerrecht dem grünen Tisch entlaufen; aber sie ist weder sehr werthvoll noch neu. Schon vor einigen Jahren schickte der preussische Landwirtschaftsminister seine Juristen auf besonders gut besetzte Rittergüter, damit sie dort die „Landwirtschaft erlernten.“ Als Frist war ihnen ein ganzes halbes Jahr gestellt. Der Kolonialdirektor ist milber: er gewährt ein volles Jahr. Das ist nur recht und billig. Denn die Lawnennispartien des Sommers müssen doch erst im Ballsaal zweckentsprechend ergänzt werden.

Ein Gutes wird die „epochemachende Neuerung“, die das neue Regiment einführt, gewiß haben: man wird im Reichstag die Vorbildung unserer Kolonialbeamten einer genaueren Kritik unterziehen müssen. Es geht so auch nicht weiter. Die Kluft zwischen den Anforderungen der Praxis und den Annahmen der Theorie in unserer Kolonialpolitik ist zu groß, als daß etwas Bedeutsames herauskommen könnte. Da behandeln kolonialpolitische Schwärmer unsere Kolonialpolitik, als sei sie eine Puppe, nur angeschafft, um unruhigen Kindern Zeitvertreib zu gewähren. Man behängt sie mit patriotischem Gesülter, in dem Glauben, damit imponiren zu können; man schmiedet Phrasen, und wer sie am Häufigsten und Lautesten wiederholt, Der ist ein echter Patriot. Aber die nackte Wahrheit über unsere Kolonien will Niemand hören, und wer sie sagt, ist ein Verleumder; und wie die Kinder sich einreden, auch ihre Puppen seien lebende Kinder, so täuschen auch unsere großen Kolonialkinder sich über das Wesen der von ihnen als Spielzeug angetirnten kolonialen Sache, die doch eigentlich ein ernstes Geschäft für die deutsche Volkswirtschaft sein soll. Unsere Kolonialpolitik ist durch und durch unwahr; man bemäntelt und verschleiert und will glauben machen, die Wunde sei heil, auf die man ein hübsches buntes Pflästerchen gelegt hat, — und der Eiter frißt nun unter dem Pflästerchen ungehört weiter. Die bisherige

salongerechte Behandlung unserer Kolonialpolitik hat Vanterott gemacht: darüber wird den Einsichtigen auch der jetzige unheimliche Eifer nicht hinwegtäuschen, durch solche „Thaten“, wie der Centralbahnbau eine weiten soll, Trostwechsel auf die Zukunft zu ziehen.

Daß die Salonkolonialpolitiker ihren unheilvollen Einfluß so geltend machen konnten, ist zum guten Theil die Schuld unserer Kolonialverwaltung. Diese hat sich die Initiative aus der Hand nehmen lassen und ist dem Zweck 'neu gebildet', dem 'Zust' 'Osmaka' 'je' 'östrumts' 'garte': 'oer' 'Yemtsfahq' 'oer' deutsch kolonialen Bewegung zu sein. Es wäre Pflicht der Verwaltung gewesen, selbst ein auf volkswirtschaftlicher und wissenschaftlicher Methode aufgebautes Kolonialprogramm aufzustellen und durchzuführen, im Einklang mit den Bedürfnissen der ganzen deutschen Volkswirtschaft. Die Ausführung der einzelnen Theile hätte man Denen überlassen müssen, die dazu befähigt waren, hier dem Kaufmann, dort dem Botaniker und Pflanzeur und gelegentlich auch dem Juristen und Soldaten. Aber wer sollte im Amt das System feststellen, wer sollte den Bauplan zeichnen? Man stellte Juristen und Militärs hin und sagte: Nun macht Kolonialpolitik, ohne ihnen sagen zu können, welche Kolonialpolitik sie machen sollen. Den Volkswirth, den Pflanzeur und Geologen, den Botaniker fragte man nicht und man that auch nichts, um einen soliden Grundriß des Kolonialgebäudes herzustellen, sondern man überließ es dem Zufall, wer die Kolonialuhr aufziehen wollte. Wenn aus der Schaar jener Salonkolonialpolitiker Einer einen Einfall hat, der sich patriotisch abstempeln und großartig vortragen läßt, dann kommt sehr bald eine kategorische Aufforderung an das erwartungsvolle Kolonialamt, diesen großen Gedanken auszuführen; und da ein tüchtiges Amt keinen Finger rührt, wenn nicht die Aufforderung mehrmals wiederholt wird und eine vorlaute Presse ihr Angit macht, so kommen allgemach noch dringendere Aufforderungen nach. Damit ist die Sache zugleich „national“ geworden; und nun gehts los. Es wird ein „Sachverständiger“ mit der Angelegenheit betraut. Das heißt in der deutschen Kolonialsprache: mit der Untersuchung einer mineralogischen Sache wird ein Jurist betraut, über Handels- und Verkehrsfragen referirt ein Lieutenant, und wo es sich um diplomatische Dinge handelt, schiebt man einen Buchhändler hin. Wahrscheinlich läßt man auch die Kolonialuniformen von Uhrmachern herstellen; es würde wenigstens ins System passen. Unsere Kolonialpolitik ist das dürftige Resultat der Ehe zwischen der exzellenten Kolonialgesellschaft und dem Herrn Kolonialdirektor; aber die Kolonialgesellschaft hat die Hosen an: sie kommandirt und der Kolonialdirektor hat unterthänigst seine Zustimmung zu geben. Es liegt ein großer Humor in der ständigen Veröffentlichung des Schriftwechsels, der fast allwöchentlich zwischen der Kolonialgesellschaft und dem Kolonialamt über ein koloniales

Thema stattfindet. Was soll denn auch so ein armer Kolonialdirektor machen? Er ist ja nur der Prügelknabe. Aller Unmuth läßt sich an ihm aus und er ist doch meist so unschuldig wie ein Lämmlein. Er hat kein Recht, groß zu werden, und daran geht er zu Grunde; nach oben hin muß er gehorchen, denn er ist ein unselbständiger Beamter; und sagt er seinen privaten kolonialen Bedrängern die Wahrheit, dann ist er noch schlimmer daran, denn diese kolonialen Größen haben sämmtlich ihren Fürsten oder excellenten Greis hinter oder vor sich und manche noch ein „nationales“ Blättchen. Darum war die Schaffung des Kolonialraths ein ingenidfer Einfall. Der ist nun immer das Karnickel; ein „kolonialer Geistesblitz“ mag noch so thöricht sein: er läßt sich im Kolonialrath, wenn nicht anders während des Frühstück, durchdrücken.

Es wird nicht anders werden mit unserer Kolonialpolitik, als bis das Kolonialamt die unverantwortlichen Nebenregierungen abstößt und selbst die Initiative ergreift zu planvollem Handeln. Warum ist es denn in Kiautschou anders? Warum mischen sich da nicht die Kolonialsexe ewig hinein? Weil das Reichsmarineamt systematisch arbeitet und weiß, was es will. Aber woher soll denn das Kolonialamt sein Selbstbewußtsein nehmen? Unsere koloniale Beamtenschaft hat nicht den Fonds kolonialen Wissens in sich, der ihr das Recht gäbe, zu sagen: „Ich weiß, was ich will, und ich kann, was ich will.“ Diese Beamtenschaft soll so zusammengesetzt sein, daß sie die oberste Autorität in kolonialen Dingen ist und als solche anerkannt wird. Jetzt muß sie sich von den Broden nähren, die ihr gelegentlich zugeworfen werden. Die Beamtenschaft muß man reformiren, damit sie reformiren kann. Das scheint man einzusehen . . . und setzt ass. rer. merc. in die Welt.

Man hat zahllose Reformvorschläge gemacht. Der radikalste ist der, man solle Kaufleute ins Kolonialamt nehmen und Kaufleute als Beamte in die Kolonien senden. Dieser Vorschlag ist der unglücklichste von allen. Da spukt das alte deutsche Vorurtheil, daß Jemand, der auf einem Gebiete „Autorität“ ist, auf jedem anderen es auch sein müsse. Der beste Kaufmann kann ein sehr schlechter Verwaltungsbeamter sein. Denn die Triebfeder des Kaufmanns ist der Egoismus, die Aussicht auf persönlichen Vortheil spornt seine Kräfte, er ermattet, wenn sie fehlt; der Beamte aber bedarf der Gabe der Objektivität, der Fähigkeit, seine Interessen den höheren des Allgemeinwohls zu opfern. Kaufmann und Verwaltungsbeamter sind reine Gegensätze. Niemand würde mit größerem Vorurtheil den Kaufmann auf dem Sessel des Beamten betrachten als gerade der Kaufmann. Man sieht ja, mit welchem Argwohn der Kaufmann seinen Kollegen, die Wahlkonsuln sind, entgegentritt. Der Ruf nach Berufsconsulaten, also juristischen Consuln, ist aus dem Kaufmannsstande selbst hervorgegangen, der mit Recht die Unparteilichkeit und Objektivität seiner beamteten Konkurrenten in Frage zieht. Und

selbst wenn man diesen Einwand gegen die „kaufmännisch gelehrten“ Beamten fallen lassen müßte, so blieben noch Zweifel übrig, ob im Kaufmannsstande selbst Material genug für die Besetzung der Kolonialämter vorhanden wäre. Wie viele Kaufleute giebt es denn, die über das Mittelniveau hinausragen? Und Die darüber hinausragen, begnügen sich gewiß nicht mit dem Gold, für den unser wenig materiell veranlagter akademischer Stand seine Kräfte aufbrauchen läßt. Man würde jedenfalls für die Besetzung der Stellen in den Kolonien selbst, wenn man durchaus gelernte Kaufleute heranziehen will, junge Kaufleute nehmen müssen; und denen fehlt meist die gesellschaftliche Autorität, denen der Beamte bei uns auch bedarf. Die allbeseligende Reserveoffizierswürde allein würde nicht hinreichen.

Der Beamte soll nicht Handel treiben und unsere Kolonien sind keine Handelskolonien. Für die Erledigung der wenigen kaufmännischen Fragen, die an das Kolonialamt herantreten (Aktiengesellschaften), genügt der gelegentliche Rath eines Sachverständigen und in den Kolonien die Umfrage bei den Interessenten. Es kommt weniger auf die Kenntniß der Handelstechnik an als auf ein allgemeines Verständniß für wirthschaftliche Dinge. Die koloniale Expansion beruht bei allen Völkern weniger auf der Initiative des Kaufmanns, der aus Furcht vor dem Risiko seinen Alltagsweg weiterzuwandeln pflegt, als auf dem Eingreifen hochstrebender Elemente aus fremden Berufen, besonders von Akademikern. Peters, Emin Pascha, Rhodes, Scharlach, Stanley sind Stadirte. Die Leute, die vom deutschen Kaufmann den Aufschwung unseres Kolonialwesens erwarten, denken dabei gewiß an die Erfolge der englischen Freibriefgesellschaften. Aber dem deutschen Kaufmann fehlt noch der kühne Unternehmungsgeist; er wagt nichts. Und daß unsere Kaufleute kein Talent zum Verwalten haben, daß ihnen gänzlich der Zug des „königlichen Kaufherrn“ abhanden gekommen zu sein scheint, lehrt doch deutlich genug unsere Kolonialgeschichte. Fürst Bismarck schuf ja „kaufmännische Unternehmungen, mit souveräner Gewalt begabt“; aber das Resultat war kläglich. Freilich mag dabei auch mitspielen, daß sich nach alter deutscher Weise einige abgelegte Excellenzen und Beheimräthe dieser Unternehmungen bemächtigten. Vom Großwaterstuhl aus wurden noch nie Kolonien erobert.

Die Beamtschaft, die wir für unsere Kolonien brauchen, soll nicht einseitig kaufmännisch vorgebildet sein; sie soll nur wirthschaftliche Dinge mit hellem Auge erfassen können. Es handelt sich hier natürlich um die Verwaltungsbeamten und nicht um die technischen Sachverständigen, die amtlichen Botaniker, Geologen, Pflanzler u. s. w., von denen leider immer noch recht wenig in unseren Kolonien zu sehen ist. Die Verwaltungsbeamten sollen wirthschaftliche Kuregungen in sich aufnehmen und sie, dem Gemeinwohl angepaßt, weitergeben. Das können sie, wenn sie erstens einen gesunden

Menschenverstand haben, zweitens eine gründliche theoretische volkswirtschaftliche Vorbildung besitzen, die sie im praktischen Leben vertieft haben. Gerade auf das wirtschaftliche Verständniß kommt es an, weniger auf die Fähigkeit, bombastische Trinksprüche auf das „größere Deutschland“ zu halten, worin ja sogar der Befähigungsnachweis für einen Gouverneurposten gesehen wurde. Man wird am Besten einen Studienplan für überseeische Beamte entwerfen, nach dem sich Alle, die sich der Koloniallaufbahn widmen wollen, sei es an Universitäten oder privatim, vorbereiten können; auch privatim, denn das Studium darf nicht Zwang sein, weil man die Kolonialkarriere allen Berufen zugänglich machen soll. Ein Zwang soll nur für den Nachweis des Wissens bestehen.

Wenn man aber eine Bildungsvorschrift für Kolonialbeamte erläßt, dann muß man auch eine „Karriere“ schaffen. Das ist so schwierig nicht, wenn man sich endlich entschließt, das gesammte „größere Deutschland“ zu einer Organisation zusammenzufassen. Jetzt doktern die verschiedensten Ressorts an Deutschlands Zukunft herum. Die staatliche Theilnahme an dem überseeischen Deutschland wird durch die Konsulate bekundet. Bei uns läßt diese staatliche Einrichtung allerdings viel zu wünschen übrig, während andere Völker ihre Konsulate als Leiter der wirtschaftlichen Expansion auffassen. Warum schafft man nicht eine große, zusammenhängende Organisation, ein über die ganze Welt geleitetes Reg deutscher beamteter Kulturpioniere alias Konsuln und reißt ihnen die Kolonien ein? Diese Konsulate sollen die wirtschaftlichen Vorburgen sein für die expansive deutsche Volkswirtschaft und man stelle sie diesem Zweck gemäß aus: mit juristisch und volkswirtschaftlich geschulten Vorstehern und entsprechenden Sachverständigen, landwirtschaftlichen, industriellen, handelspolitischen. So manche dieser Konsulate haben größere deutsche Interessen zu wahren, als sie alle unsere Kolonien zusammengenommen repräsentiren. Dort brandet das wirtschaftliche Bedürfniß, es kommen Fragen über Land und Leute, wirtschaftliche Aussichten, Streitigkeiten mit den Landesbewohnern, Hilfsersuche u. s. w. zur Entscheidung. Dort könnte sich, wenn es so herginge, wie es sollte, der junge Kolonialbeamte trefflich schulen, dort könnte auch geprüft werden, ob er ein verantwortliches Amt selbständig zu führen vermag. Wer in den Konsulaten auf seinem Posten gestanden hat, wird auch in den Kolonien nicht fallen. Dort soll der Prüfstein stehen für unsere Kolonialbeamten, dort lasse man die *ass. rer. merc.* von der Pike auf dienen; in den Salons der hanseatischen Patrijier werden sie zu entbehren sein.

Dr. Hans Wagner.



Glossen.

Am Ernst Haekels „Welträtſel“ ist unter Naturforschern, Philosophen, Gelehrten und Literaten ein Kampf entbrannt, der durch die fanatische, bis zur giftigsten Verbissenheit gesteigerte Festigkeit, mit der er geführt wird, an den berühmten Materialismus-Streit um die Mitte des Jahrhunderts erinnert und es wohl verdient, öffentlich vermerkt zu werden. Der Erfolg der „Welträtſel“ ist zunächst an sich sehr auffallend. Seit Ludwig Büchners „Kraft und Stoff“ (1855), der „Bibel“ des Materialismus, hat kein philosophisches Werk in deutscher Sprache einen solchen Absatz gefunden. Büchner ist 1898 in zwanzigster Auflage erschienen; von den „Welträtſeln“ sind in wenigen Wochen vier starke Auflagen (10 000 Exemplare) vergriffen gewesen. Nun haben inzwischen Lohse, Fehner und Wundt gebläht, an kenntnisreichen und geistvollen philosophischen Schriftstellern ist auch kein Mangel gewesen (Paulsen, O. Liebmann, Windelband, W. Riehl u. A.), aber keinem von ihnen ist auch nur annähernd ein ähnlicher Erfolg beschieden gewesen. Selbst Schopenhauer und Nietzsche können sich, nachdem sie vom Lesepublikum „entdeckt“ worden, mit keinem ihrer Werke gleichen augenblicklichen Erfolges rühmen. Woran liegt Das? Etwa daran, daß Haekel wie Büchner Naturforscher waren und das Laienpublikum von der Naturwissenschaft die Aufklärung über Bestes und Höchstes erwartet? Man möchte daran glauben, wenn man der bis zum Ueberdruß wiederholten Phrase vom neunzehnten als dem naturwissenschaftlichen Jahrhundert gedenkt und Gelegenheit hatte, sich zu überzeugen, daß der erkenntniskritisch und zugleich geschichtlich geschulte Sinn, jenes feinste Organ für die uns am Nächsten stehenden und nur durch die Geisteswissenschaften erschließbaren Realitäten, Besitz einer Auslese feinerer Geister ist und bleibt. Aber diese Erklärung genügt doch wieder nicht. Schopenhauer war naturwissenschaftlich gebildet, Fehner, Lohse und Wundt sind sogar Naturforscher von weit mehr als durchschnittlicher Begabung und Helmholtz, der doch auch Philosophier hat und durch seine populären Vorträge den der Aufklärung Bedürftigen philosophische Belehrung in edler Form und aus erster Quelle geboten hat, gilt unbestritten als wissenschaftliche Centralgestalt des Jahrhunderts, als die einzige fast neben Darwin. Wie kommt es also, daß die „höher“ Gebildeten philosophische Orientirung nicht zunächst bei diesen Männern suchten? Findet der Sprachsinne, das ästhetische Gefallen an schöner Form, das logische Bedürfnis nach sauberer wissenschaftlicher Ausarbeitung von Prinzipienfragen in ihren Werken kein Genügen? Oder sind diese Denker und ihre zahlreichen Gefolgsleute etwa gar der Befangenheit verdächtig, der Liebedienerei gegen Staat und Gesellschaft? . . . Nun: was den ersten Vorwurf anlangt, so übersteigt Büchner als Schriftsteller doch kaum das Durchschnittsmaß der hier zu Lande üblichen Schreibfertigkeit; und Haekel, für die Ausgestaltung und Popularisirung der Entwicklungslehre von höchstem Verdienst, als Forscher anregend und fruchtbar wie wenige seiner Kunst, als Schriftsteller gefällig und gewandt, zuweilen sogar hinreißend durch das Feuer jener echten Begeisterung, die der Sprache innige und überzeugende Töne abgewinnt, kommt als Meister des Wortes, als Herrscher über die nie auszuschöpfenden Zauberkräfte der Sprache im Ernst doch kaum neben Fehner und O. Liebmann (Analytik der Wirklichkeit) in Be-

tracht; von Schopenhauer zu schweigen, Niezsches nicht zu gedenken. Der Erfolg der Büchner, Vogt, Moleskott, Esolbe und ihrer Schule kann ferner wenigstens als die natürliche Reaktion gegen die „Hegelei“ aufgefaßt werden, als Protest der mühsamen Wirklichkeiterforschung gegen die Hypertrophie rein philosophischer Abstraktion. Gegen die Philosophie der letzten fünfzig Jahre kann dieser Vorwurf aber nicht erhoben werden; sie steht mit der Natur- und Geschichtswissenschaft in engerer Fühlung, sie folgt gelehrig jeder ihrer Regungen, sie bedient sich des Experimentes, überhaupt der induktiven Methode. Und trotzdem führt sie ein Bücherleben, bleibt sie Literatur, bringt sie nicht ins Leben, wie ehemals Hegel. Diese Beziehung zum Leben stellt sich, freilich langsam und auf dem Umwege der schönen Literatur, wieder ein, wo die Beziehung zur strengen Wissenschaft sich lockert: der Fall Niezsches. Die Wissenschaftlichkeit der modernen deutschen Philosophie hat also ihre allgemeine Wirksamkeit nicht zu erhöhen vermocht, die philosophische Unbildung unter den Angehörigen der akademischen Berufsämter ist, so weit unsere Kenntnis deutscher Geisteskultur reicht, niemals so gründlich, die Disposition also zur Hingabe an irgend welchen von der Autorität eines klangvollen Namens gedeckten Überglauben bei den Gebildeten unter den Verächtern der Philosophie nie so groß gewesen wie jetzt. Ich komme zum zweiten Vorwurf, dem der Unfreiheit. Es läßt sich nicht leugnen, daß das Mißtrauen gegen die auf Universitäten gelehrte Philosophie sehr tief wurzelt. Schopenhauer und Niezsche haben es großgezogen, gewisse Thatsachen und Verhältnisse halten es leider wach und verhindern, sich ihr selbst auf dem Gebiete ihrer großen und einwandfreien Leistungen, der philosophischen Prinzipienlehre, anzuvertrauen. Nur so läßt sich der Erfolg der „Welträttsel“ einigermaßen erklären. Denn an sich bedeutet das Buch einen Rückschlag in den größten dogmatischen Materialismus, der je verkündet wurde und den man nach Kant, Schopenhauer, Fehner und Helmholtz nicht mehr für möglich halten sollte. Ueber die Sache selbst orientire man sich durch einen vortrefflichen Aufsatz des Professors Erich Adickes (Riel), den unter dem Titel „Kant contra Haedel“ das neueste Heft der von F. Baehinger herausgegebenen „Kantstudien“ (Berlin, Reuther und Reichard) veröffentlicht. Ich glaube nicht, daß es möglich sei, ihn unbesungen zu lesen, ohne sich im Glauben an Haedels Leistungen der Welträttsel erschüttert zu fühlen.



Die Lecture von Schriften, die sich wissenschaftlich mit wirtschaftlichen Tagesfragen beschäftigen, gehört nicht eigentlich zu den Annehmlichkeiten des publizistischen Lebens. Nicht selten begegnet man dem Willen zur Unbesungenheit, in Form oft nicht geschmackvoller Häufung von Bethuerungen, ein warmes Herz für die Gesamtinteressen zu besitzen; fast nirgends aber erfreut die Kraft, durch lückenloses Wissen, durch praktischen Instinkt, durch die Gabe zwingender Abstraktion im Rebel der Zukunft die Ideale zu erkennen, nach denen das Handeln in der Gegenwart einzurichten ist. Der erste Band der vom Verein für Sozialpolitik herausgegebenen „Beiträge zur neuesten Handelspolitik Deutschlands“ (Leipzig, Duncker & Humblot, 1900) macht von der Regel insofern eine Ausnahme, als von den billigen patriotischen Bethuerungen spärlichster Gebrauch gemacht wird, dafür aber ein ungewöhnliches Maß von Sachkennterschaft — man

möchte fast sagen: von produktiver Besonnenheit — das Wort führt. Es wird trotzdem abzuwarten sein, ob diese die Handelspolitik der Vereinigten Staaten 1890 bis 1900, die Stellung der landwirtschaftlichen Zölle in den 1903 zu schließenden Handelsverträgen Deutschlands (Professor J. Conrad), die zollpolitischen Einigungsbestrebungen in Mitteleuropa während des letzten Jahrzehnts (Zrande) und die deutsch-russischen Handelsbeziehungen (Ballob) betreffenden Veröffentlichungen in erheblichem Maße die Entschlüsse der Politikmacher beeinflussen werden. Ihre Aufnahme durch die Parteiorgane läßt jedenfalls starke Zweifel an diesem Erfolge auskommen. Es ist kaum möglich, von dem wüsten Durcheinander der Meinungen ein zutreffendes Bild zu entwerfen, mit denen in leichtfertiger Hast die Redaktionsgelehrten ihre Leser beglücken. Ohne die Zeit gehabt zu haben, die fast noch feuchten Blätter des umfangreichen Bandes ruhig — Das heißt: mit der Disposition, sich belehren zu lassen — durchzulesen, werden allerhand nationalökonomische Schlagwörter zu einem begrifflich nicht mehr analysierbaren Brei zusammengerrührt, um zu beweisen: daß Professor Conrad agrarfreundlich geworden und manchesterlich affiziert sei; daß Professor Zrande mit seiner Vorliebe für ein mitteleuropäisches Zollbündniß zum Schutz gegen die durch Zollmauern sich abschließenden Weltmächte Amerika, Weltbritannien und Rußland (dazu noch Frankreich) dem verhängsten Utopismus huldige; daß Dr. George W. Fisk endlich (bisher Vizegeschäftsjekretär der Vereinigten Staaten in Berlin, jetzt Professor in der Heimath) mit der seinen Landsleuten eigenen naiven Selbstvergottung die wirtschaftliche Gewaltpolitik Nordamerikas als mit dem abstrakten Recht durchaus vereinbar darzustellen unternahm. Es verstimmt fast wie ein persönliches Mißgeschick, diesem gerechten wissenschaftlichen Sichselbstgenügen in einer Zeit zu begegnen, wo vielleicht nur mit Hilfe einer wahrheitsmuthigen Wissenschaft inmitten des Gigantenkampfes widerstreitender Interessen der Weg zu einer aufsteigenden Entwicklung der Gesamtheit gefunden werden kann.

Gerade die Bemühungen bestunterrichteter Männer, die ihren Kopf und ihre Feder keinem der Streitenden gefangen geben, beweisen übrigens, wie ernst die wirtschaftliche Lage der alten Kulturkräfte Europas geworden ist. Fast in jedem Aufsatz dieses Bandes kehrt der Hinweis auf die von Osten (Rußland-Asien) und von Westen (Amerika) her drohende Gefahr wieder. Das hat man bestreiten wollen, insbesondere hat Professor Diegel die Weltreichtheorie für unhaltbar erklärt (Nation Nr. 30 bis 34, 1900) und die bekanntlich stets ängstlichen Freihandelsgemüther durch die Aussicht auf eine Neublüthe liberaler Handelspolitik (Neo-Smithianismus) beschwichtigt. Weder Greater Britain noch Rußland-Asien noch U-Amerika, am Wenigsten aber Frankreich-Nordafrika würden durch eine prohibitorisch gerichtete Abschlußpolitik die angenommenen Gefahren für die Mittelstaaten Europas heraufbeschwören. Rußland sei noch für unabsehbare Zeit auf den Handelsverkehr mit Westeuropa angewiesen; seine Schuldenlast nöthige es zur Ausfuhr von Bodenprodukten, seine Industrie erstärke so langsam, daß die Bezüge von gewerblichen Erzeugnissen unentbehrlich blieben. Der panbritischen und panamerikanischen Idee des geschlossenen Handelsstaates, also dem Versuch der beiden Riesenstaaten, sich aus der Umklammerung der weltwirtschaftlichen Arbeitstheilung zu lösen, ständen noch wie vor unübersteigbare Hindernisse im Wege. Man kennt diese Hindernisse; aber sie haben, was nicht

nur für den Augenblick, sondern noch viel mehr für die Abschätzung rationeller Zukunftsmöglichkeiten in erster Linie in Betracht kommt, die Gewaltpolitik der beiden Weltreiche Rußland und N.-Amerika nicht aufzuhalten vermocht, was nicht möglich gewesen wäre, wenn ihre Handels- und Verkehrspolitik von irgend welcher Rücksicht auf das Ausland beherrscht gewesen wäre. Die Statistik der Handelsbilanzen thut ein Uebrigcs, um diese Haltung, speziell die der Amerikaner, begreiflich zu machen. Neben die ungeheure Ueberslutung mit Bodenprodukten tritt seit einem Jahrzehnt die immer stärker anschwellende Ausfuhr von Industrieerzeugnissen Nordamerikas, die, unter der Voraussetzung stets anhaltenden Wachsthumcs, laut Bekundung des Dr. Barth nach einem ferneren Jahrzehnt diejenige selbst des größten Industriestaates der alten Welt weit hinter sich gelassen haben wird. So zählt Dr. Fissl mit behaglicher Ausführlichkeit als die Hauptcigenthümlichkeiten des nordamerikanischen Ausfuhrhandels auf: seine große Zunahme (im Jahresdurchschnitt für den Zeitraum von 1881 bis 1889 1458 453 000 Dollars, von 1890 bis 1899 : 1728 483 000 Dollars); den großen Prozentsatz des Handels mit Europa; den Ueberschuß der Ausfuhr über die Einfuhr; die Zunahme der Ausfuhr „heimischer“ Industrieerzeugnisse (in den letzten sechs Jahren 217 Millionen Dollars). Was Rußland betrifft, das doch für Deutschland als Absatzgebiet für Industrieerzeugnisse gar sehr in Frage kommt, so hat es — nach den ausschlufreichen, aber nicht gerade beruhigenden Ausführungen Ballods — seit 1887 in seiner industriellen Emanzipation von Westeuropa beträchtliche Fortschritte gemacht. Die südrussische Eisenindustrie ist seit 1887 in stetigem Aufsteigen begriffen, die uralische, bis vor kurzem gänzlich vernachlässigt, darf, wegen der Billigkeit der Produktion, einer Blüthezeit entgegensehen. Die Einfuhr von Baumwoll- und Wollenzeugen geht enorm zurück. Die Agrarproduktion ist dagegen keineswegs im Rückgang. Man sieht, daß die auf den Handelsvertrag von 1894 gesetzten Hoffnungen sich in wichtigen Punkten nicht erfüllt haben, da inzwischen das Verhältniß der deutschen Ausfuhr zur Einfuhr nicht günstiger geworden ist. Endlich ruht die panbritische Idee mit ihren prohibitionalistischen Tendenzen ganz und gar nicht, sie macht langsame, aber doch ganz unverkennbare Fortschritte, sie wirft ihre Schatten schon voraus, schon nach Deutschland hinüber (Viehcinfuhrverbote, die vorwiegend Schleswig-Holstein, Oldenburg, Hannover treffen; das Stigma „made in Germany“) und so scheinen zwar wirtschaftliche Gründe genug vorhanden, das 1892 in Angriff genommene mitteleuropäische Handelsvertragsystem weiter, vielleicht bis zur zollpolitischen Begründung eines mitteleuropäischen Weltreichs, auszubauen; aber ob es im Stande sein wird, den ihr Heil auf hohe Handelsbilanzen setzenden Staaten eine wolkenlose Zukunft zu verbürgen, bleibt nach wie vor fraglich. Uns Deutschen, die wir endgiltig aus der nationalwirthschaftlichen Sonderexistenz herausgerissen sind und nach dem ersten kurzen Weltmachtrausch eben die erste Krisis durchzumachen haben, sollten diese Dinge in den kommenden Ruhetagen am Meisten zu denken geben.

* * *

Noch immer giebt es in Deutschland Pädagogen die Menge, die ein zeit- und raumloses Bildungsleben für die unserer Jugend bedürfnislichste Nahrung halten und darum zu fürchten beginnen, daß unsere sonst so gar nicht eilige Bureau-

tratie durch ein System allmählicher Reformen die ihnen als banauisch verhaßte Anpassung der Schule ans Leben am Ende doch noch bewerkstelligen könnte. Vorläufig freilich ist die Anpassung noch sehr gering, und wenn man sich der Geschichte des nun sechzigjährigen Kampfes um die deutsche Schulreform (1840 bis 1900) erinnert, so ist man sich wieder bewußt, im „Bande der Allmählichkeit“ zu leben. Was ist denn schließlich geschehen, um die pädagogischen Kengstrelinge ins Bockshorn zu jagen? Es ist, durch den neuesten Schulerlaß, die prinzipielle Gleichstellung der drei höheren neunklassigen Lehranstalten angeordnet und dadurch anerkannt worden, daß auch im sogenannten Berechtigungswesen die Gleichwerthigkeit und kulturelle Ebenbürtigkeit der Natur- und technischen Wissenschaften mit den philologischen und historischen zum Ausdruck gelangen müsse. Ich nehme nun an — was noch gar nicht feststeht —, daß dieser Fortschritt im Prinzip durch die in Aussicht stehenden speziellen Ausführungsbestimmungen nicht etwa wieder um Sinn und Wirkung gebracht werde. Ich frage auch nicht, wem mit dieser posthumen Anerkennung eines Faktums gebient sei, das mit der unentrinnbaren Gewalt eines Faktums über die raum- und zeitlosen Weltbetrachter hereingebrochen ist, nachdem es von den sozialen und wirtschaftlichen Einrichtungen der Gesellschaft wie mit Eisenklammern längst Festz ergriffen hat. Ich frage nur: ob mit dieser Regelung des Berechtigungswesens auch diesmal die immer gebieterischer auftretende und als unerlässlich immer stärker empfundene Nothwendigkeit einer wirklich organischen Neugestaltung unseres höheren Bildungswesens wieder umgangen werden solle. Die moderne Atmosphäre allein, pflegte der erste Napoleon zu sagen, muß den Feudalismus ersticken; sie hat jetzt endlich den Feudalismus des alten humanistischen Gymnasiums gebrochen, sie hat ihm das Vorrecht entzogen, in ihren Lehrern und Lernern den Dünkel großzuziehen, an Bildung, Urtheil, Taft, ästhetischem und philosophischem Verstande, mit einem Wort: an Menschenwerth und Würde den Unzähligen überlegen zu sein, die auf nichtphilologischem Wege hinter die Räthsel von Natur und Geschichte zu kommen trachten. Aber wir wollen an die Leistungsfähigkeit der „Atmosphäre“, der Umsicht (million), des Geistes der Zeiten und ähnlicher abstrakter Gemeinplätze nicht hegelische Zumathungen stellen, sondern uns lieber bescheiden fragen, was wir als konkrete Einzelwesen zu thun haben, um diese Neugestaltung des höheren Unterrichtes in die Wege leiten zu helfen.

Da heben nun die Schwierigkeiten erst recht an. Der Kampf zwischen Realismus und Neuhumanismus währt nun schon zweihundert Jahre, er hat, über Aufklärung, romantische Restauration (Friedrich Wilhelm IV.), Historismus und naturwissenschaftlichen Materialismus hinweg, dazu geführt, die höhere Schule „atrouquittisch“ zu gestalten, den realistischen Fächern neben den sprachlich historischen die Gleichwerthigkeit zu erobern, dem Begriff des Gebildeten, des Gelehrten immer reicheren Inhalt zu geben, ihm eine größere Fülle anspruchsvoller Merkmale anzuhängen; er ist aber, obwohl vom unsterblichen Rousseau naturalistisch befruchtet und, mehr als den Haberdenden auf ihren ideologischen Isolirchemeln bewußt wurde, von der Macht der Verhältnisse erfasst und heimlich gelenkt, zur Entscheidung der Kardinalfrage bisher nicht vorgebracht: ob es wissenschaftlich möglich sei, in neunjährigem Kursus auf drei verschiedenartig organisirten Massenabrichtungsanstalten (Gymnasium, Realgymnasium, Oberrealschule) eine allge-

meine Bildung zu vermitteln, die die wesentlichsten Bestandtheile des allumfassenden menschlichen Wissens der Gegenwart der Methode wie dem Inhalt nach umfaßt. Ich bestreite diese Möglichkeit, weil sie Unmögliches an Lehrern und Schülern voraussetzt. Vom Griechen- und Römerthum eine lebendige Anschauung zu vermitteln, konnte in jenen Zeiten gelingen, wo das Gymnasium im Vergleich zu heute spärlich und von einer Art Kopfsauslese besucht war und von den „Nebensächern“ an die Aufmerksamkeit keine stärkeren Ansprüche gestellt wurden; und es lohnte sich, diese Kenntniß zu vermitteln, weil das Gelehrtenthum fast ausschließlich auf philologisch-er Wissenschaften ruhte, Dichtung und Schriftthum von den klassischen Erinnerungen zehrten, Technik und Verkehr, von heute aus gesehen, in den Windeln lagen, vor Allem aber der Massenmensch durch die Doctrinen der politischen und wirtschaftlichen Emanzipationen noch nicht aus seinem Jahrhunderte langen Schlummer geweckt war. So lange diese Verhältnisse bestanden, konnte es gelingen, mit Homer und Cicero, Demosthenes und Tacitus „Menschen auf Menschheit, das Fragment auf das Ganze zurückzuführen“. Dieses schöne Wort bezicht Herbart auf die erzieherische Wunderkraft der Odyssee; aber selbst er, dessen Pädagogik nicht selten den bedenklichen Stempel der rationalistischen Schablone trägt, war Psychologe genug, um einschränkend hinzuzufügen, daß die in der Wirklichkeit schlummernden Wunderkräfte nicht ausreichten, Solche zu beleben, denen Sprachstudien nicht gelingen oder nicht ernst sind. Heute wissen wir: solcher unphilologischen Gemüther sind mehr als die Hälfte aller bildsamen Menschen, ohne daß sie der Reime zu allen möglichen ästhetischen, philosophischen und sozialpolitischen Anlagen zu ermangeln brauchen. Es sind im Grunde vielleicht die kräftigsten Glieder der Rasse, weil sie in der Gegenwart wurzeln; weil ihr natürlicher Schöpfer- und Thätigkeitsdrang durch kein pedantisch genaues Wissen um vergangene, also doch eigentlich abgestorbene Werthe verkümmert oder zur Epigonenart verstümmelt ist; weil ihr Bewußtsein, statt von verblaßten Gedächtnisbildern, von Anschauungen und Erlebnissen bevölkert ist, die sich zu jenen verhalten wie natürliche zu künstlichen Blumen. Es fehlt mir der Raum, diesen Gedanken hier nachzuhängen und aus der Geschichte der ersten Kulturschöpfer sie zu verlebendigen; es würde, glaube ich, auch der Nachweis gelingen, daß der historische Sinn des Volkes, sein Gefühl für die Bedeutung und den unschätzbaren Werth der Tradition etwas Anderes ist und auf anderen Voraussetzungen beruht als die bis zur Unerfülltheit gesteigerte Neugier der Gelehrten. Und gehen wir zur anderen Hälfte, zu den historisch, ästhetisch, philologisch gerichteten Geistern zurück, so zeigt sich, daß es nach einem Jahrhundert ewigster Totengräberarbeit der Geschichtswissenschaften nicht mehr gestattet ist, in jenem „die klassische Welt“ genannten Ausschnitt aus dem Leben der Völker und dem Werdegang der Kultur die Summe aller Bedingungen zu suchen, die die Kultur- und Wirtschaftsformen der Gegenwart, ihre Religion oder Irreligion, ihre Literatur, ihre Politik und Kunst irgend zureichend erklären. Wer also seine Menschenbildung ganz auf die Antike gründet, wird bei jedem Versuch, aus ihren Kulturformen die unserigen zu verstehen, bald eine unendliche Anzahl von Zwischengliedern vermissen, die der Begriff einer lückenlosen Kausalkette verlangt. Der Gymnasiast, der besten Falls die Elemente der antiken Weltvorstellung zu fassen vermag, dessen Blicken aber, wie Ulrich von Wilamowitz-Moellendorf in einem als Manuscript

gedruckten Gutachten sagen zu dürfen glaubt, „eine anderthalbtausendjährige Periode der Weltkultur, nicht nur die Grundlage, sondern sozusagen ein Typus der unsern“ kennlich geworden sein soll, hat, mannbar und bürgerlich selbständig geworden, in Wort und That tausendfach bewiesen, wie unzulänglich seine Orientierungsmittel dem geschichtlichen und sozialpolitischen Leben gegenüber sind, wenn er, mit diesem konstruirten Typus ausgerüstet, dessen konkrete Formen begreifen oder gar, auf ihn gestützt, es gestalten will. Gegen diese Typenkonstruktion und die mit ihr zusammenhängenden falschen Analogien und lahmen Vergleiche hat schon Treitschke in einem dem ersten französischen Kaiserreich 1865 gewidmeten Aufsatz mit so überzeugenden Gründen Front gemacht, daß es merkwürdig ist, zu sehen, mit welcher blinder Einseitigkeit „die selben Thatfachen der Vorzeit tagtäglich von der Frivolität mißbraucht werden, um durch Anspielungen und Vergleiche den Witz zu beschäftigen.“ Das Thema ist zu vielfältig, als daß man ihm auf beschränktem Raum gerecht werden könnte; ich deute daher nur kurz auf einen Gegensatz hin, den Treitschke so glänzend aufklärt. Harte Einseitigkeit ist der Grundzug der antiken Bildung in ihren großen Tagen; selbst jene Staaten der Neuzeit, die dem rasch Hinblickenden nur wie Gegenstände antiker Gemeinwesen erscheinen, überragen unendlich ihre alten Vorbilder durch die Mannichfaltigkeit ihrer Gestalt. Dieses Gegenjages, seiner Gründe wie seiner unendlichen Folgen sich bewußt zu sein: darin liegt, scheint mir, historische Bildung. Diese Einsicht war es im Grunde auch, nicht nur der Fortschritt der Naturwissenschaften und der Technik, die die Vorstellung geschaffen hat, das neuhumanistische Gymnasium sei in bedenklichem Maße unzeitgemäß.

Aber es wäre bei der Vorstellung noch lange geblieben, wenn nicht wirtschaftliche und politische Verhältnisse eingetreten wären, die auch über das Erziehungs- und Unterrichtswesen Macht gewannen. Außerlich wurde ihr Umschwung daran sichtbar, daß der Massenmensch wach wurde. Endlich regte er sich und verlangte nach Wissen auf seine banauische Weise: man gab ihm die Realschule (die erste Berliner „Monomisch-mathematische“ Realschule 1747). Sie war dem Kunsthandwerker und besseren Kaufmann bestimmt. Ursprünglich Fachschule, mit ihrer „Architektur- und Bauklasse“, ihrer „Manufaktur-, Kommerzien- und Handelsklasse“, ihrer „Naturalienklasse“ (Geographie und Physik), ihren Werkstätten und Laboratorien ein ganzes Bündel von Fachschulen, wurde sie allmählich eine den arbeitenden und sichtbare Werthe schaffenden Mittelklassen angepaßte allgemeine Bildungsanstalt mit leicht konstruirbarem und kontrollirbarem Nützlichkeitsideal. Das Leben und die naturwissenschaftliche Richtung der Forschung mit ihren technischen Anhängeln befruchteten es und geben den Anstalten, die es zu verwirklichen unternehmen, erhöhte soziale Bedeutung. Aber mit der Beachtung noch keine Achtung. Die Realschulbildung gilt lange als minderwerthig. Die sie besitzen, bleiben lange desklaffirt. Die Weiterentwicklung steht Jedem vor Augen. Ich sehe die Zeit kommen, wo das Verhältnis sich umkehrt, wo Jedem, der nicht, von Selektion und Erhaltung der Kraft ganz zu schweigen, um den Wechselstrom, die Atomtheorie, die gangbarsten Hochofenprozesse, die Leuchtgaszubereitung, die Nebularhypothese und Ähnliches genau Bescheid wissen wird, das Prädikat eines Gebildeten vorenthalten werden könnte. Die allgemeine Bildung, die dann verlangt werden wird, wird eben so sehr über das normale Ziel der an den Massen-

menschen zu stellenden Anforderungen hinausgehen wie ihre von den Neuhumanisten aufgestellte Formel. Jetzt aber stehen die Dinge so, daß in dem Bildungsideal sich die Anforderungen beider Richtungen zu vereinigen streben und selbst den besseren Durchschnittskopf, der einen liberalen Beruf ergreifen oder um sozialer Rücksichten willen eine neunklassige Lehranstalt durchmachen will, einfach zu verwirren, zu überbilden und zu überbürden anfangen. Von dem sechzehnten Jahre ab sind die Anlagen in der Regel so differenziert, daß bei dem Vorkurs des höheren Massenunterrichts die erzielten Resultate an „allgemeiner“ Bildung kläglich zu sein versprechen. Schon jetzt sind sie es: die spezifische Anlage bleibt, wegen der leidigen Rücksicht auf den „Durchschnitt“, ungenährt, die Freude, seine Kraft an einem kongenialen Gegenstande auszuüben, also die Hauptquelle aller menschlichen Tüchtigkeit, bleibt aus, der Rückschlag aber, der kaum verstreute Widerwille gegen Bildungsinhalte, die, von keiner inneren Regung ersehnt, um der Studienberechtigungen willen äußerlich doch angeeignet werden müssen, giebt sich in einer Reihe von Eigenschaften kund, über deren schädlichen Einfluß auf den Charakter sich der vernünftige Erzieher am Ehesten klar sein müßte. Ein Glück, daß das sonst so vielvermögende Publikum diesen Sachverhalt eben nur zu ahnen anfängt und von den Lehrer-Vorlesungen über die den Segnungen der allgemeinen Bildung widerstrebenden Elemente wenig in die Oeffentlichkeit bringt.

Wir scheint unter diesen Umständen nur ein Weg gangbar. Man mindere die Ansprüche an die „allgemeine“ Bildung auf Schulen herab, überlasse es der Philosophie wie dem Leben, sich über die Eigenschaften zu einigen, die den eigentlichen Menschenwerth ausmachen, suche für die höheren Lehranstalten mit sechsjährigem Kurvas einen zeitgemäßen Lehrplan aufzustellen, der die Fähigkeiten und Fertigkeiten der Jugend bis zu dem Zeitpunkt entwickle, wo auf den Grundlagen eines wirklichen Durchschnittsmasses sprachlich-historischen, mathematischen und naturwissenschaftlichen Wissens die spezifischen Anlagen sich geltend zu machen anfangen, und überlasse es Vorbereitungskursen auf der Universität oder Vorbereitungsanstalten, für die gewählten Studienschächer die entsprechenden Vorkenntnisse zu vermitteln. Das Interesse an allem Menschlichem wird dadurch nicht erstickt, sondern, weil freiwillig genährt, gestärkt werden; es wird, von den edleren Motiven Einzelner abgesehen, sich schon aus Eitelkeit in unserem Massenmenschen regen und ihn zwar nicht über die Philistergrenze heben, wohl aber reizen, sich mit den glänzenden Fittlern zu schmücken, die ästhetische, historische und sprachliche Kenntnisse zu geben vermögen. There is a good deal of human nature in man, sagte gelegentlich Sir William Harcourt eben so witzig wie wahr. Und dann werden die reale und die humanistische Bildung, statt einander zu bekämpfen, einträchtig arbeiten, das neue Ideal, die neue Philosophie ins Leben zu rufen. Auch die Klagen der begabtesten Jünglinge über die auf den Oberklassen der Gymnasien — um der mäßigen Durchschnittsintelligenzen einzutrichtenden allgemeinen Bildung willen — zwecklos verlassenen Jahre werden verstummen und den Fachlehrern, solchen, die in diesem Spezialistenzeitalter wirklich diesen Namen verdienen, wird reichlich Gelegenheit geboten werden, in den akademischen Vorbereitungsschulen ihren Fachverstand leuchten zu lassen.

Dr. Samuel Saenger.

Wiener Theater.

In alten Reisebeschreibungen wird erzählt, Wien sei die Stadt der Liebenswürdigkeit und der höflichen, netten Leute. Liebenswürdig, höflich und nett nennt man meist Menschen, die sich gern und leicht anderen anpassen. Leider hat dieses Lob auch seine Nachteile. Wir nehmen zu viele Rücksichten und unserer Anpassungsfähigkeit und leichten Empfänglichkeit entspricht die Unselbstständigkeit. Das fühlt man nirgends deutlicher als im Theaterleben Wiens, für das der Mangel an Selbständigkeit charakteristisch ist. Die Direktoren, die den Muth und die Energie des Voranschreitens, des Versuchens, der eigenen Meinung haben, gedeihen bei uns nicht. Unsere Schauspielleiter sind Männer voll Rücksicht. Der Herr im Hofburgtheater muß Rücksicht nehmen auf das Haus, in dem er sitzt; und er nimmt diese Rücksicht im weitesten Maße, mit gefälligster Bereitwilligkeit. Er giebt Arthur Schnitzlers „Grünen Kakadu“; ein Wink: flugs ist das Stück abgesetzt und der Direktor steigt in Gnade. Der Direktor will den Kontrakt einer Schauspielerin, deren Kunst vornehmlich im Liebreiz ihres jungen, frischen Gesichtchens besteht, nicht auf Lebenszeit erneuern, sondern nur auf eine begrenzte Zahl von Jahren, was ganz vernünftig von dem Manne ist. Aber hinter seinem Rücken, über seinen Kopf hinweg, wird es anders beschloffen und der Direktor knickt zusammen. Schließlich kann man ihm seine Gefügigkeit nicht weiter verdenken; sein Bestreben ist wohl nicht, das Burgtheater auf eine möglichst hohe Stufe zu bringen — was nur mit diktatorischer Vollmacht, ohne Rücksicht auf Bestehendes vor und hinter den Coulissen, mit freien, starken Händen möglich wäre —, sondern: möglichst lange, möglichst bequem und ungestört auf dem schönen Posten zu verbleiben. Und da heißt es eben, Meistererschaft im Rücksichtnehmen üben! Nur fleißig üben; das Talent ist überreichlich da!

Aber nicht nur Rücksicht auf Oben und Rechts und Links muß Herr Dr. Paul Schlenther nehmen, sondern auch Rücksicht auf das Publikum des Burgtheaters. Und er erkennt sein Publikum, wie er das Programm seiner Bühne erkennt. Zu meiner Geschichte des Burgtheaters sagte ich: „Das Burgtheater hat heute ganz andere Aufgaben zu erfüllen als andere Bühnen. Die Produktion der Gegenwart in gerechter Weise zu pflegen, Schritt zu halten mit ihren Kämpfen und Versuchen, ist einer Hofbühne heute versagt. Die Strömungen in der Kunst, die nach Ausdruck ringen und ihn zum Theil schon gefunden haben, jaft die Strömungen, in denen die Wellen unserer Gefühle am Lautesten an die Ufer der heutigen Gesellschaft schlagen, können in einem Hause, dessen Stammpublikum Kreisen angehört, die für diese Strömungen kaum die Ahnung eines Verständnisses haben, kein Bett finden. Die Rolle einer Hofbühne vom Range des Burgtheaters ist jetzt eine ganz andere, als sie es zur Zeit Laubes war. Das Burgtheater soll der Pflege des klassischen Besitzstandes vor Allem gewidmet sein, es soll die bleibenden Werke der dramatischen Literatur vergangener Zeiten in mustergültiger Form, unserem modernen Empfinden aufs Nächste gerückt, darstellen.“ Die Pflege des klassischen Besitzstandes wird uns auch in jedem Jahr versprochen; aber statt der angekündigten Werke von Shakespeare, Hebbel und Ludwig giebt Herr Dr. Schlenther „Dorf und Stadt“, den „Bibliothekar“ von Moser und die „Rixe“ von Tricisch. Er überläßt es dem von ihm stets so arg

verhöhten berliner Schauspielhause, Hebbels „Agnes Bernauer“ aufzuführen. Seit dem Beginn seiner Direktionführung ist Hebbels Name im Repertoire unseres Burgtheaters überhaupt nicht vorgekommen. Und was versteht Dr. Schlenker unter dem Werken von bleibendem Werth, deren Aufnahme in den Spielplan der einst sogenannten ersten deutschen Bühne den ehrenvollsten Vorber bedeuten soll? Die zwei ersten „Novitäten“ dieser Spielzeit waren: Hirschfelds „Mütter“, eine interessante Talentprobe, aber nichts weiter, und der Herren von Schönthan und Koppel-Wisfeld Lustspiel „Renaissance“. Beide Stücke wurden früher im Deutschen Volkstheater gespielt und abgepielt. Damit hatten sie ihre Schuldigkeit voll auf gethan. Daß aber just Herr Schlenker „Renaissance“ in Szene gehen ließ, war für die Kenner des ehemaligen Kritikers Schlenker ein amüsanter Anblick. Wie hat dieser selbe Kritiker, als er noch gewaltig in der Vossischen Zeitung saß, dieses Stück gerichtet und verspottet, wie hat er diese „sinnlich und künstlerisch verlogene“ Komödie in Fetzen zerrissen! Und nun fügt er das einst von ihm so tief und herzlich verachtete Stück dem Repertoire des Burgtheaters ein, das die besten Werke aller Zeiten und Länder in seinem Besitzstand vereinigen soll, wie alle Jahre in den bei feierlichen Anlässen üblichen Reden vollkündend versichert wird.

Keins der beiden Stücke brachte dem Hause nennenswerthen Erfolg. Calderons „Zwei Eisen im Feuer“ in Adlers grazidster Verdeutschung gefiel. „Rasse machten“ aber erst die beiden jüngsten Novitäten: die „Orestie“ des Aischylos und Hartlebens „Rosenmontag“. Mit beiden Werken ging Berlin voran. Doch ich will Schlenker nicht Unrecht thun. In der Bearbeitung der „Orestie“ war er selbständig. Zum ersten Male, seit er Direktor ist, wollte er mit einer That seine Befähigung zeigen. Denn darin namentlich erprobt sich die Kunst eines Direktors: in der Bearbeitung und Adaptirung von Stücken für die eigene Bühne. Die bühnenreifen Werke fliegen Einem nicht zu wie die gebratenen Tauben im Schlaraffenland. Der Direktor muß dem lebenden Dramatiker als Helfer und Berather zur Seite stehen; er muß tote Werke wieder zum Leben erwecken können. Das verstanden Schreyvogel, Laube, Dingelstedt und auch Wilbrandt. Schlenkers Bearbeitung der Orestie ist nun eine seltsame Sache. Was da auf der Bühne gespielt wird, ist ein sehr schön ausgestattetes, aufregendes Theaterstück. Aber die aischyleische Herrlichkeit und Größe, die in den lyrischen Stellen liegt, die Pracht der Chöre ist gestrichen, erbarmungslos gestrichen. Geblieben ist nur das Roh-Stoffliche; Mordthat folgt auf Mordthat. Wie sang doch Paul Scheerbart so aufreißerisch ergreifend:

Murx den Europäer!

Murx ihn!

Murx ihn! Murx ihn!

Murx ihn ab!

An dieses „Indianerlied“ mahnte die blutige Tragoedie, die uns vorgepielt wurde, auch noch aus einem anderen Grunde: als nämlich im dritten Theil die Erinnyen austraten, erinnerten sie wahrhaftig mehr an schmiege: Jahrmarktindianer als an die fürchterlichen „Göttinnen der Nothwendigkeit“, die graufigsten Gestalten, die je die Bühne betraten.

Herr Dr. Schlenker hatte, wie er selbst in einem Vortrage zugestand, bei seiner Bearbeitung vor Allem an die Sperrstunde des Wieners gedacht.

Eine Rücksicht mehr, die allgemeine Heiterkeit erweckte. Es handelte sich ihm hauptsächlich darum, aus den drei Theilen der Orestie ein möglichst kurzes Stück zu machen. Er hat die Ehre in einzelne Personen aufgelöst, die in die Handlung eingreifen. Dadurch kam in den getragenen Stil der griechischen Tragödie ein unruhiges, hastiges Tempo, das durchaus dem Geiste des Aischylos widerspricht. Ein gewaltiges Andante maestoso in ein Allegro verwandeln: Das geht über die Rechte eines Bearbeiters. Ja, könnte er einwenden, anders ist aber das Werk für unsere moderne Bühne nicht zu retten. Muß sie denn unbedingt für unsere „moderne“ Bühne gerettet werden? Die Orestie ist kein Repertoirestück, zwischen „Renaissance“ und „Rosenmontag“ einzuschleiben. Die Orestie ist Gottesdienst. Das Titurgische abstreifen, aus dem titanischen Werke ein „wirkames“ Theaterstück schneiden, heißt, es gäblich entweihen. Die Handlung des Aischylos ist wie auf Goldgrund gemalt, auf den Goldgrund der Ehre. Schlenker hat diesen Goldgrund eifrig zertrümmert. Den Einwand, daß die gesungenen Ehre nicht Wort für Wort verständlich seien, kann ich nicht gelten lassen. Es kommt gar nicht darauf an, daß jedes Wort dieser Ehre verstanden wird. Nur ihre Dynamik soll verständlich sein, ihr Gefühlsinhalt soll wirken und packen; doch ihre Kraft bleibt tot, ihr Gefühlsinhalt verschlossen, wenn nicht Musik diesen Ehren das Leben giebt, das Aischylos für sie verlangte. Ein Vorläufer Beethovens und Richard Wagners ist er gewesen. Schließlich würden auch „Fidelio“ und „Lohengrin“ ohne Musik „wirken“. Aber wäre es auch die Wirkung, die von den Schöpfern dieser Werke geträumt ward?

Zumertin hat die Debatte über die Orestie das Burgtheater wieder einmal in den Kreis des Interesses gerückt, aus dem es unter der neuen Direktion fast völlig verschwunden war. Das sei dankbar anerkannt. Freilich gab es noch eine Gelegenheit, wo ganz Wien vom Burgtheater sprach: Das war die Geschichte mit Schnitzlers „Schleier der Beatrice“. Den Thatbestand kennen ja Ihre Leser aus den Zeitungen. Arthur Schnitzler übergab dem Direktor Schlenker sein Stück. Der Direktor schrieb dem Dichter einen Brief, aus dem zu ersehen war, das Stück sei so gut wie angenommen. Schließlich, nach vielen Monaten, gab der Direktor dem Dichter das Stück zurück. Darob große Entrüstung der Freunde Schnitzlers, denen aber der Direktor kühl zu antworten wußte, es sei sein gutes Recht, sich Monate lang die Annahme eines Stückes zu überlegen und es endlich zurückzuweisen, bindende Zusagen habe er ja nicht gegeben u. s. w. Dieses mannhafte Verfechten seines Rechtes gegenüber dem Dichter des „Grünen Kakadu“ ließ Herrn Dr. Schlenker wiederum eine höhere Sprosse auf der Snadenleiter ersteigen. Ich kenne Schnitzlers Stück und räume gern ein, daß es ein Wagnis ist, es auszuführen, ein Wagnis insofern, als der Erfolg nicht „absolut“ sicher ist. Wieht es aber beim Theater überhaupt vor der Premiere irgend eine absolute Sicherheit? Und Pflicht des Burgtheaters wäre es unter allen Umständen gewesen, das Werk auszuführen, das Wagnis zu bestehen. Schnitzler ist der einzige ernste Dramatiker von irgend welcher Bedeutung, den wir besitzen. Da hat er wohl das Recht, einer wiener Bühne ein Stück kurzweg zur ersten Aufführung zu übergeben, etwa wie Hauptmann dem Deutschen Theater ein Stück übergiebt. Glauben Sie, daß Dr. Brahm ein Stück des Herrn Hauptmann zurückweisen würde, selbst wenn es noch schlechter wäre als

„Schluck und Jau“? Aber in Wien, wo alle Rücksichten zu Hause sind, ist die Rücksicht auf den Dichter die allerletzte. Den behandelt man immer noch, als sei es eine besondere Gnade, wenn ein Direktor sein Stück annimmt. Das ist so Tradition in den wiener Theaterkanzleien. Die Folge ist, daß die wiener Dichter ohne rechte Fühlung mit dem Theater sind und daß die wiener Theater ohne den Import aus Berlin und Paris nicht bestehen könnten. Sie haben ihre Selbständigkeit aufgegeben und leben von Dem, was „draußen“ Erfolg gehabt hat. Der Erfolg „draußen“ ist für einen wiener Direktor maßgebender als sein eigenes Urtheil. Und man kann sehr oft hören, daß ein Direktor einem Autor den guten Rath giebt, sein Stück doch irgendwo draussen zuerst aufführen zu lassen; habe es draussen Erfolg, dann wolle er es gewiß mit Vergnügen geben. Da wurde vor einiger Zeit ein neues Talent entdeckt, ein tiroler Dramatiker, Franz Kranewitter. Man sprach viel von seinem Drama: „Michel Gaislmayr“, dem von allen Seiten große Begabung nachgerühmt wurde. Hermann Bahr sagte in der „Zeit“: „Ich weiß nicht, was unser Publikum zu diesem Stück sagen wird. Unser Publikum von müden, abgehetzten Menschen haßt den Ernst des Schicksals. Es will sich ‚unterhalten‘, am Liebsten mit Späßen, im besten Fall mit einem Spiel von zierlichen Gedanken, hübschen Worten und zärtlichen Gefühlen. Es will sich im Theater nicht ‚quälen‘, nicht ‚peinigen‘ lassen. Es kann sein, daß es vor den wilden Schritten dieser Bauern so erschrecken und sich so entsetzen wird, daß es sich schämt und sich dann gewiß mit seinen bösen und hämischen Wigen rächt. Aber ich hoffe doch, daß es noch einen Direktor giebt, der Dies nicht scheut, sondern seiner Pflicht gedenkt. Hier ist das Werk eines Oesterreichers, das in großer Weise von der großen Vergangenheit unseres Volkes erzählt. Da wäre es eine Schande, zu zaudern und wegen der kleinen Beute ängstlich zu sein.“ Das Deutsche Volkstheater nahm dann richtig sogar zwei Stücke Kranewitters an. Seitdem sind viele, viele Monate vergangen, über anderthalb Jahre: man hat nichts wieder von den Dramen gehört. Aber auch vom Dichter nichts. Das ist begreiflich. Denn solches Vorgehen der Theater entmuthigt den Autor mehr als ein Durchfall. Ein Durchfall belehrt ihn immer; dieses österreichische Verschleppungssystem verärgert und verstimmt ihn.

Daß übrigens just Kranewitter am Deutschen Volkstheater noch nicht zum Wort kam, wundert mich aus manchen Gründen. Vor Allem steht wirklich das Deutsche Volkstheater zuweilen seinen Ehrgeiz darein „die vaterländische Produktion zu pflegen“, wie die übliche Formel für unser Verlangen nach Selbstständigkeit lautet. In diesem Winter lernten wir Schönherers kraftvollen Einakter „Die Bildschnitzer“ und Marie delle Grazies „Schlagende Wetter“, das mißlungene Drama unseres größten epischen Talentes, kennen. Will aber das Deutsche Volkstheater so die „Heimatkunst“ pflegen, dann melden sich gleich wieder die Rücksichten: Rücksicht auf das Publikum, das nach Amusement und leichter Waare schreit und aller Heimatkunst — eben weil sie Heimatkunst ist — mißtrauisch begegnet, Rücksicht auf Schauspieler und Schauspielerinnen, die dankbare Rollen haben wollen. Das Deutsche Volkstheater hätte aber „Michel Gaislmayr“ doch zur Aufführung bringen sollen, schon deshalb, weil Hermann Bahr sein Anwalt war. Dankt doch dieses Theater Herrn Bahr den dauerhaftesten Erfolg des Jahres. Die „Wienerinnen“ fanden bei der Premiere eine ungewisse Aufnahme.

Es schien ein großer Erfolg zu sein und doch glaubten Manche, das Stück werde sich nicht halten. Ich war am Tag der Premiere nicht in Wien, sondern in Berlin. Als ich am nächsten Morgen im Café Bauer die berliner Zeitungen durchsah, las ich in der einen die telegraphische Meldung von einem durchschlagenden Erfolg, in der anderen die Meldung vom Gegenteil. Aber Bahr kennt sein Publikum besser, als es die Kritiker kennen. Und so war es denn wirklich ein großer Erfolg. Dieses Publikum, auf das die Direktoren so ängstlich Rücksicht nehmen, das „den Ernst des Schicksals haßt“ und sich nur unterhalten will, ist ein seltsames Gemisch von hants finances, die eigentlich nur so heißt und auf das Epitheton „hants“ meist keinen rechten Anspruch hat, von Kunstbilletianten und Kunstschwärmern, von Snobs, Proben und Soldaten, die dafür gelten möchten, von kramphast modernen Damen, von Menschen, die kein anderes Trachten haben als das, immer ins letzte Boot zu klettern, und schließlich von den Vielen, Musikanten, denen Kunst, Literatur, Musik nur eine Sache ist, bei der man schließlich Weise „dabei“ gewesen sein muß. Die machen die Kultur eben mit wie einen Jour. Um sich in dieser netten Gesellschaft zu behaupten, um ihr zu imponiren, muß man vor Allem ihre Sprache sprechen. Das that Bahr; er verschmäht sogar ein jüdisches Jargonwort nicht. Das wirkt! Die Gesellschaft jubelt. . . Was sonst das Deutsche Volkstheater bot, ist zum größten Theil längst wieder vergessen, mit Ausnahme von Sudermanns „Johannisfeuer“, das — in übrigens vortrefflicher Darstellung — sich siegreich erwies. Sudermann hat bei uns in den letzten Jahren immer mehr Glück gehabt als in Berlin.

Künstlerisch wertvoll war eigentlich nur ein neues Bühnenwerk: das Volksstück „Mutter Sorge“ von R. Pawel, das im Kaiserjubiläums-Stadttheater aufgeführt wurde. Dieses Theater mit dem langen Titel steht noch immer außerhalb der sogenannten Gesellschaft, die ich eben skizzirte. Der Direktor Müller-Guttenbrunn mag es noch so sehr bestreiten: sein Haus gilt nun einmal als Parteitheater und der christlich-soziale Geist, der darin lebt, wehrt dem Juden, sofern er Dichter oder Schauspieler ist, streng den Eintritt. Es gab einmal Bühnen ohne R., die als Kuriosität von Liebhabern gekauft wurden. Es giebt heute in Wien ein Theater ohne Juden. Wenn Barnum & Baileg, die jetzt in Wien ihr goliathisches Rirkesspektakel aufführen, davon wähten, vielleicht würden sie es sich angelegen sein lassen, das währinger Theater in ihre Spezialitätenchau aufzunehmen. Einstweilen hat dieses Theater ein ganz gutes Ensemble und manchmal auch ein gutes Stück. Beispiel: „Mutter Sorge“. Die Handlung des Stückes ist durchaus nicht besonders neu. Es ist die gute, alte, erprobte wiener Volksstückhandlung, die fast schon stereotyp ist. Der brave Handwerksmann kommt durch redliche Arbeit zum Wohlstand, der müßige „Gawler“ vergeudet sein Geld und endet am Bettelstab. Auch die Figuren entfernen sich nicht allzu sehr von der auf den wiener Vorstadtbühnen heimischen Schablone: der wackere Tischler mit dem goldenen Herzen, das Lumpel mit seinen Freunden, — die Kuhnern dieser volkstümlichen Gestalten wohnen in Naimunds Hause. Und in Naimunds Geist ist die wundervolle Figur der Mutter Sorge erdacht, die durch das ganze Stück geht. Die graue Sorge hockt in der Werkstatt des armen Teufels von Tischler, wie sie am Sterbebette des alten Vaters saß. Ehe der Alte starb, nahm sie Abschied von ihm. Und nun, da er sein

ganzes hartes Leben lang sie als treue Begleiterin zur Seite hatte, nun thut es ihm fast leid, die Genossin ziehen zu sehen. Das ist eine Szene von rührender Schlichtheit . . . Die Sorge ist dabei, wie der junge Tischler gepfändet wird; sie zieht ihm voran, um ihn und seine Familie in der neuen Wohnung zu empfangen; doch schließlich wird er ihrer Herr, und als sie endlich weichen muß, geht sie, mit einem derben Schimpfwort für den Glücklichen auf den Lippen. Sie setzt sich an den Tisch des Reichen, bei seinem Mahle stößt sie mit ihm an, an seinem Bette wacht sie. Aber Mutter Sorge ist in Hawels Stück keine nüchterne Allegorie, kein Schemen aus einer Wespensterkomoedie, sondern eine echte Märchengestalt, wie sie nur ein echter Dichter auf die Bühne stellt. Und wie trefflich weiß sich Hawel dieser Figur zu bedienen! Die Monologe seiner Helden werden zu Dialogen mit der Sorge. Man fühlt, wie diese Menschen mit sich selbst sprechen, ringen, wie sie sich Entschlüsse abkämpfen, man sieht sie ihrem leidhaftigen Schicksal gegenüber.

Was sonst in wiener Theatern gespielt wird, ist nicht langer Rede werth. Im Raimundtheater spielt Girardi; was, ist Nebensache. Er ist immer noch Wiens bester Volksschauspieler. Sein Stammbaum geht direkt auf Stranitzki und Genossen zurück. Er ist ein Meister „vom grünen Hut“. Das Theater in der Josefstadt ist unser Residenz-Theater. Die Rücksicht auf das Stammpublikum des Hauses diktiert dem Direktor den Spielplan. Auf den Jubel über die „Dame von Magim“ folgt jetzt die Begeisterung für „Coralie & Co.“ Was helfen da die schönen Vorzüge zu „Literarischen Abenden“? Doch will ich nicht unerwähnt lassen, daß Wedekinds Grotteske „Der Kammerjäger“, die übrigens eben so unterhaltend wie literarisch werthvoll ist, in diesem Theater ein Aufnahmefand. Der „Kammerjäger“ und Courtelines „Boubouroche“: diese zwei tragikomischen Einakter scheinen mir den Beginn einer neuen Kunst zu bedeuten. Das moderne Leben ist eine Tragikomoedie und das Drama spiegelt das Leben. Vielleicht ist die Tragikomoedie das Drama der Zukunft. Ich meine nicht die antitheatrische Tragikomoedie der Romantiker, sondern das Drama, wo Ernst und Scherz einander durchdringen und das Eine aus dem Anderen emporsproßt, wo Lachen und Weinen die beiden Masken des ewigen Januskopfes, der Wahrheit, sind. Die Wahrheit des Lebens ist die bunteste Mischung von Tragik und Komik. Wer diese Mischung in der Kunst fände: sollte Der nicht der große Dichter sein, den wir Alle erwarten? Dieser Zukunftspoet wird ein Rücksichtsloser sein, der Offenbarer einer Persönlichkeit.

Einen Bühnenleiter giebt es in Wien, der die für den gedeihlichen Theaterbetrieb unumgängliche Rücksichtslosigkeit besitzt: Direktor Mahler in der Hofoper. Er repräsentirt die Bewegung wie Dr. Schlenker die Stagnation. Er ist überall in seinem Hause dabei, hinter Allen her, erbarmungslos, wenn Etwas ihm überlebt und untauglich erscheint; darum ist er bei Vielen gehaßt, gefürchtet und man prophezeit gern, so oft eine Gelegenheit erscheint, das nahe Ende seiner Direktion. Mahler hat das ganze Personal aufgestrichelt, die Lücken ergänzt; er bringt immer und immer wieder neue Kräfte. Oper und Burg sind heute in Wien zwei klassische Paradien: wie ein Theater geleitet werden muß und wie es nicht geleitet werden darf. Um ein Theater gut zu leiten, muß man vor Allem eine künstlerische Individualität sein. Das ist die Vorbedingung der Selbstständigkeit.

Karl Marx als Journalist.

Journalistik heißt, wörtlich übersetzt, Tagesschriftstellerei. Journalist ist, wer sich mit den Fragen des Tages schriftstellerisch beschäftigt: der geringste Reporter, der bedeutendste Gelehrte. Nicht allzu häufig finden sich Leute besten Schlages unter der sehr ehrenwerthen Bilde, sei es auch nur vorübergehend. Aber gerade sie sind es, die nicht laut genug klagen können über eine schlechte Journalistik, ihren routinemäßigen Betrieb und ihre Phrasenhaftigkeit; sie hätten ängstlich die Perlen ihres Wissens und halten sich für zu gut, in die Arena des Tageskampfes hinauszusteigen. Als ob nicht Tagesfragen einer wissenschaftlichen, vertieften Behandlung fähig wären! Noch immer ist leider der Vorwurf berechtigt, den vor mehr als einem halben Jahrhundert Arnold Ruge gegen die deutsche Wissenschaft und ihre Vertreter erhob: sie seien heilig und vornehm, nicht menschlich und frei und betrachteten als Verrath an der Wissenschaft, die Menschheit ohne Rückhalt in deren Besitz zu setzen. Aber zum Glück für die Gesellschaft gab und giebt es Männer, die es als schönsten Vorzug des Denkers und des Gelehrten betrachten, das Leben zu gestalten, die darin den einzigen Zweck und Werth der Wissenschaft erblicken. Diese Männer sind, wenn sie Temperament und Mitgefühl haben, die eigentlichen, die großen Publizisten und Journalisten. Zu ihnen gehört Karl Marx.

Er sollte, gemäß dem Wunsch seines Vaters, eines Juristen, Jurist werden. Anlage und Reigung ließen ihn aber schon während der Studienzeit Geschichte und Philosophie bevorzugen. Nach Beendigung seiner akademischen Jahre will er die Dozentenlaufbahn einschlagen; der Plan scheitert an seinem stark ausgeprägten Unabhängigkeitssinn; äußeren Anlaß giebt die Mahregelung seines damaligen Freundes, des bonner Theologiedozenten Bruno Bauer. Marx wählt nun den freisten und unabhängigsten Beruf: er wird Journalist. Wer übrigens einmal Gelegenheit hatte, ein Bildniß von Marx genauer zu betrachten, wird empfinden haben, daß dieser Mann nicht in einen lakirten Beruf paßte. Im Herbst 1842 finden wir ihn in der Redaktion der „Rheinischen Zeitung für Politik, Handel und Gewerbe.“ Wie er sich Aufgabe und Stellung eines politischen Tagesschriftstellers denkt, zeigt er bei einer Polemik mit dem Oberpräsidenten der Rheinprovinz über die Zustände der Moselbauern. Da sagt er:

„Die verspätete Erscheinung meiner Antwort ist zunächst durch den Inhalt dieser Fragen selbst veranlaßt, indem ein Zeitungskorrespondent nach bestem Gewissen die ihm zu Ohren kommende Volksstimme mittheilt, keineswegs aber auf ihre erschöpfende und motivirte Darstellung im Detail, in den Veranlassungen und den Quellen vorbereitet sein muß. Abgesehen von dem Zeitverlust, von den vielen Mitteln, die eine solche Arbeit erfordert, kann sich der Korrespondent einer Zeitung nur als ein kleines Glied eines vielverzweigten Körpers betrachten, an dem er sich eine Funktion frei auserwählt, und wenn etwa der Eine mehr den unmittelbaren, von der Volksmeinung empfangenen Eindruck eines Nothzustandes schildert, wird der Andere, der Historiker ist, dessen Geschichte, der Gemüthsmensch die Noth selbst, der Staatsökonom die Mittel, sie aufzuheben, besprechen, welche eine Frage wieder von verschiedenen Seiten, bald mehr lokal, bald mehr im Verhältniß zum Staatsganzen gelöst werden kann. So wird bei

lebendiger Preßbewegung die ganze Wahrheit in die Erscheinung treten, denn wenn das Ganze zuerst auch nur als ein bald absichtlich, bald zufällig neben einander laufendes Hervorheben der verschiedenen einzelnen Gesichtspunkte zum Vorschein kommt, so hat endlich diese Arbeit der Presse selbst einem ihrer Glieder das Material bereitet, aus dem er nun das eine Ganze schaffen wird. So setzt sich die Presse nach und nach durch die Theilung der Arbeit in den Besitz der ganzen Wahrheit, nicht, indem Einer Alles, sondern, indem Viele Weniges thun . . . Meine Arbeit erscheint ferner anonym. Ich folge darin der Ueberzeugung, daß zum Wesen der Zeitungs- und Anonymität gehört, die eine Zeitung aus einem Sammelpfah vieler individuellen Meinungen zu dem Organ eines Geistes macht. Der Name schließt einen Artikel so fest von dem anderen ab, wie der Körper die Personen von einander abschließt, höbe also seine Bestimmung, nur ein ergänzendes Glied zu sein, völlig auf. Endlich macht die Anonymität nicht nur den Sprecher selbst, sondern auch das Publikum unbefangener und freier, indem es nicht auf den Mann sieht, welcher spricht, sondern auf die Sache, die er spricht, indem es von der empirischen Person ungestört die geistige Persönlichkeit allein zum Maß seines Urtheils macht."

Nach der bald — im Frühjahr 1843 — erfolgten Unterdrückung dieser Zeitung beginnt für Marx eine siebenjährige Wanderschaft; er tritt zu verschiedenen Zeitschriften und Zeitungen in Beziehung. Im Jahre 1844 giebt er in Paris mit Arnold Ruge die Deutsch-Französischen Jahrbücher heraus und liefert dem pariser „Vorwärts“ Beiträge. 1846 geht er, da er aus Frankreich ausgewiesen ist, nach Brüssel und arbeitet dort an der „Deutschen Brüsseler Zeitung“ und an der von Otto Lüning redigirten Monatschrift „Westfälisches Dampfboot.“ In Brüssel entsteht auch das „Kommunistische Manifest“. Das Revolutionjahr steht ihn kurze Zeit in Paris, dann in Köln, wo er die „Neue Rheinische Zeitung, Organ der Demokratie“, gründet, deren „Redakteur en chef“ er wird. In dieser Stellung hat er mit der Censurbehörde manchen Strauß auszufechten; Preßstrafen wegen hat er sich zweimal vor den Geschworenen zu verantworten, wird aber nach glänzender Bertheidigungrede freigesprochen. Bald erfolgt das Verbot der Neuen Rheinischen Zeitung: am achtzehnten Mai 1849 erscheint die letzte Nummer. Marx geht wieder nach Paris und nach erneuter Verbannung nach London, wo er nun dauernd seinen Wohnsitz nimmt. Publizistische Arbeiten des ersten Jahrzehnts seines londoner Aufenthalts schickt er hauptsächlich an die new-yorker Tribune, eine englisch-amerikanische Zeitung. Allmählich zieht sich Marx von der journalistischen Thätigkeit zurück, um sich ganz seinem Lebenswerke, dem „Kapital“, zu widmen. Das sind die äußeren Daten seiner Journalistenlaufbahn.

Marx wird in die Journalistik aus Neigung getrieben und findet in ihr einen Beruf, an dem ihm sein auf tiefe geschichtliche Analyse und philosophische Abstraktionen angelegter Verstand die Freude nicht stört. Sein ungemein lebhaftes Temperament zwingt ihn, sich zu äußern, bevor die Eindrücke sich verwischen. Sein Stil ist scharf und klar, seine Polemik unerbittlich rücksichtslos; die Selbständigkeit seines Urtheils äußert sich in grausamer Satire gegen alles Schwächliche und Unselbständige. Marx als Stilist wird unterschätzt oder gar nicht beachtet. In der Literaturgeschichte des Professors Richard W. Meyer wird er, als „Pamphletist“, nur beiläufig, in einem Scherz gewidmeten Exkurs, er-

wähnt. Scherz als Vorspann für Karl Marx! Und Karl Marxs Bedeutung für das deutsche Geistesleben des neunzehnten Jahrhunderts in die Benennung Pamphletist zusammengefaßt! Wenn man nicht wüßte, daß dieses dickleibige, anmaßende, unausstehlich geistreichelnde, mit der ganzen Unverfrorenheit eines unverfälschten Scherer-Schülers ab- und zusprechende Buch von falschen Konstruktionen wimmelt und im Mißverständnis der wahren Kulturschöpfer das Unmögliche leistet, so würden diese Marx gedauerten Worte genügen, um gegen das mit unermüdblichem Eifer von einer gewissen Tagespresse angepriesene Werk Verdacht zu erregen. Es hat sicher unter den deutschen Publizisten keinen Blindenbären, schlagfertigeren und pointenreicheren Schriftsteller gegeben. Vor manchen anderen großen Journalisten jüdischen Ursprungs zeichnet ihn der leidenschaftliche Ernst, sein unbestechlicher Wahrheitsinn, sein aufs Objektive und Sachliche gerichteter Sinn aus; nie wipelt und geistreichelt er, obwohl sein Stil an geistreichen und überraschenden Wortwendungen und geschmackvoll angebrachten Citaten reich ist. Eine direkte Anlehnung an einen der damals herrschenden Stilkünstler ist mir nicht sichtbar geworden. Dagegen zeigt sich in den Artikeln sehr früh schon die hegelische Schulung; gern wird mit Thesen und Antithesen, Begriffen und ihrer dialektischen Aufhebung gewirthschaftet.

Um den Leser selbst urtheilen zu lassen, gebe ich hier einige Stilproben:

„Wir haben eine neue Ministerkrisis. Das Ministerium Camphausen ist gestürzt, das Ministerium Hausmann ist gestolpert. Das Ministerium der That hatte eine Lebensdauer von acht Tagen, trotz allen Hausmittelchen, Schönplastern, Preßprozessen, Verhaftungen, trotz der dünnlichten Redheit, womit die Bureaokratie ihr altentstandenes Haupt wieder erhob und für ihre Entthronung Kleinlich brutal Rache ausbrütete. Das ‚Ministerium der That‘, aus lauter Mittelwägigkeiten zusammengesetzt, war beim Beginn der letzten Sitzung der Vereinbarungsverammlung noch so befangen, an seine Unerschütterlichkeit zu glauben. . . Unser berliner Korrespondent schreibt in einer Nachschrift: ‚Seben verbreitet sich das Gerücht, daß Binde, Binder, Reiffen eiligt berufen worden sind, um ein neues Ministerium bilden zu helfen.‘ Bestätigt sich dieses Gerücht, so wären wir also endlich vom Ministerium der Vermittlung durch das Ministerium der That zu einem Ministerium der Kontrerevolution gelangt. Endlich! Die sehr kurze Lebensfrist dieser ministeriellen Kontrerevolution würde hinreichen, um die Zwerge, die bei dem geringsten Windzuge der Reaktion ihre Köpfe wieder erheben, dem Volke in ganzer Lebensgröße zu zeigen. . . In der demokratischen Manier zu sehen, handelt es sich während der Periode der gesetzgebenden Nationalversammlung, um was es sich in der Periode der konstituierenden handelte, um den einfachen Kampf zwischen Republikanern und Royalisten. Die Bewegung selbst aber fassen sie in ein Stichwort zusammen: ‚Reaktion‘, Nacht, worin alle Ragen grau sind und die ihnen erlaubt, ihre nachtwächterlichen Gemeinplätze abzuleiern. Und allerdings: auf den ersten Blick zeigt die Ordnungspartei einen Knäuel von verschiedenen royalistischen Fraktionen, die nicht nur gegen einander intriguierten, um jede ihren eigenen Prätexten auf den Thron zu erheben und den Prätexten der Gegenpartei auszuschließen, sondern auch sich alle vereinigen im gemeinschaftlichen Haß und gemeinschaftlichen Angriffen gegen die ‚Republik‘. Die Montagne erscheint im Gegensatz zu dieser royalistischen Konspiration als Ver-

treterin der ‚Republik‘. Die Ordnungspartei erscheint beständig beschäftigt mit einer ‚Reaktion‘, die sich nicht mehr, nicht minder als in Preußen gegen Pöbelle, Affoziation u. s. w. richtet und in brutalen Polizeieinmischungen der Bureaukratie, der Gendarmerie und der Parkette sich vollstreckt wie in Preußen. Die ‚Montagne‘ wieder ist eben so fortwährend beschäftigt, diese Angriffe abzuwehren und so die ‚ewigen Menschenrechte‘ zu verteidigen, wie jede sogenannte Volkspartei mehr oder minder seit anderthalb Jahrhunderten gethan hat . . .“

Allmählich empfand Marx die Tageschriftstellerei als Zwang. Er hatte zwar von vorn herein eine Ueberzeugung, für die er kämpfte, aber er empfand selbst, daß ihr die wissenschaftlichen Unterlagen fehlten; wenigstens ihm genügten die von der herrschenden politischen Oekonomie und Philosophie gegebenen nicht. Der selbständige wissenschaftliche Geist regte sich früh in ihm und bewahm ihm, je länger, desto mehr, die Freude an der Journalistik. In einer Skizze über seinen Studiengang (Vortwort „Zur Kritik der politischen Oekonomie“, 1859) sagt er: „Die Herausgabe der Neuen Rheinischen Zeitung 1848/49 und die später erfolgten Ereignisse unterbrachen meine ökonomischen Studien, die erst im Jahre 1850 in London wieder aufgenommen werden konnten. Das ungeheure Material für Geschichte der politischen Oekonomie, das im British Museum aufgeschüft ist, der günstige Standpunkt, den London für die Beobachtung der bürgerlichen Gesellschaft gewährt, endlich das neue Entwicklungsstadium, worin diese Gesellschaft mit der Entdeckung des kalifornischen und australischen Goldes einzutreten schien, bestimmten mich, ganz von vorn wieder anzufangen und mich durch das neue Material kritisch durchzuarbeiten.“

Interessant ist es aber, festzustellen, daß eine unerkennbare Kontinuität seiner Ueberzeugungen besteht und daß er an den schon vor 1850 — also noch während seiner Journalistenzeit — gewonnenen Einsichten, wie er sie in der gegen Proudhon gerichteten Streitschrift und im kommunistischen Manifest niedergelegt hat, stets festgehalten hat. Diese Einsichten, diese Ueberzeugungen gaben dem Journalisten Marx die kritischen Maßstäbe für Geschichte und Gegenwart. Darum konnte Engels im Vorwort des 1846/47 entstandenen Anti-Proudhon mit Recht sagen, daß die Entwicklung von Marxens ökonomischer Lehre abgeschlossen sei. Der Leser des „Kapital“, der sich nachträglich mit dem Entwicklungsgange des Schriftstellers bekannt macht und die Werke aus der Journalistenzeit unbefangen liest, muß über ihre wissenschaftliche Reife und Geschlossenheit immer wieder staunen und die Kraft des Mannes bewundern, der es vermocht hat, während seiner Tageschriftstellerei und Agitatorenthätigkeit seinen „Wissensschatz“ mit neuen Lösungsvorjuchen zu bereichern. Dabei wird ihm aber noch Eins auffallen, nämlich, daß Marx weit entfernt war, ein trockener Gelehrter und langweiliger Schriftsteller zu sein, weil er mit unerbittlichem Ernst Wissenschaft trieb. Sein leidenschaftliches Gemüth, das ja selbst im „Kapital“ mitunter machtvoll hervorbriecht, bewahrte ihn davor.

Ich möchte nun zum Schluß einen neuen Beleg dafür beibringen, daß Marx durch seine lebhafteste innere Theilnahme für alle Lebensäußerungen behütet wurde, zu vertrocknen: ich meine seine wenig bekannten Bemerkungen über Goethe in der brüsseler Deutschen Zeitung. Von der traditionellen Enge und Unbuddisambtheit des radikalen

Publizisten vom Typus Börne dem Ulgewaltigen gegenüber findet man in ihnen keine Spur, dafür die feinste Empfindung für seine psychologische Eigenart. Die Bemerkungen lauten vollständig: „Goethe verhält sich in seinen Werken auf eine zweifache Weise zur deutschen Gesellschaft seiner Zeit. Bald ist er ihr feindsüchtig; er sucht der ihm Widerwärtigen zu entfliehen, wie in der Iphigenie und überhaupt während der italienischen Reise, er rebellirt gegen sie als Odys, Prometheus und Faust, er schüttet als Mephistopheles seinen bittersten Spott über sie aus. Bald dagegen ist er ihr befreundet, ‚schließt‘ sich in sie, wie in der Mehrzahl der *Zahmen Kenten* und vielen prosaischen Schriften, feiert sie, wie in den *Naskenzügen*, ja, vertheidigt sie gegen die andrängende geschichtliche Bewegung, wie namentlich in allen Schriften, wo er auf die französische Revolution zu sprechen kommt. Es sind nicht nur einzelne Seiten des deutschen Lebens, die Goethe anerkennt, gegen andere, die ihm widerstreben. Es sind häufiger verschiedene Stimmungen, in denen er sich befindet; es ist ein fortwährender Kampf in ihm zwischen dem genialen Dichter, den die Misere seiner Umgebung ansetzt, und dem behutsamen frankfurter Rathsherrnkind resp. weimarischen Geheimrath, der sich gendthigt sieht, Waffenstillstand mit ihr zu schließen und sich an sie zu gewöhnen. So ist Goethe bald kolossal, bald kleinlich; bald tropisches, spottendes, weltverachtendes Genie, bald rückwärtsvoller, genügsamer, enger Philister. Auch Goethe war nicht im Stande, die deutsche Misere zu besiegen; im Gegentheil: sie besiegte ihn; und dieser Sieg der Misere über den größten Deutschen ist der beste Beweis dafür, daß sie ‚von innen heraus‘ gar nicht zu überwinden ist. Goethe war zu universell, zu aktiver Natur, zu fleischlich, um in einer schillerischen Flucht ins kantische Ideal Rettung vor der Misere zu suchen; er war zu scharfblickend, um nicht zu sehen, wie diese Flucht sich schließlich auf die Vertauschung der platten mit der überschwänglichen Misere reduzirte. Sein Temperament, seine Kräfte, seine ganze geistige Rüstung wiesen ihn aufs praktische Leben an; und das praktische Leben, das er vorfand, war miserabel. In diesem Dilemma, in einer Lebenssphäre zu existiren, die er verachtete, und doch an diese Sphäre als die einzige, in welcher er sich bethätigen konnte, gefesselt zu sein, in diesem Dilemma hat sich Goethe fortwährend befunden, und je älter er wurde, desto mehr zog sich der gewaltige Boet, *de guerra lasse*, hinter den unbedeutenden weimarischen Minister zurück. Wir werfen Goethe nicht à la Börne und Menzel vor, daß er nicht liberal war, sondern, daß er zu Zeiten auch Philister sein konnte; nicht, daß er keines Enthusiasmus für deutsche Freiheit fähig war, sondern, daß er einer spießbürgerlichen Eshen vor aller gegenwärtigen großen Geschichtsbewegung sein stellenweise hervorbrechendes richtigeres ästhetisches Gefühl opferte; nicht, daß er Hofmann war, sondern, daß er zur Zeit, wo ein Napoleon den großen deutschen Kugiasball aus-schwemnte, die winzigsten Angelegenheiten und *menus plaisirs* eines der winzigsten deutschen Höflein mit feierlichem Ernst betreiben konnte. Wir machen überhaupt weder vom moralischen noch vom Parteistandpunkt, sondern höchstens vom ästhetischen und historischen Standpunkt aus Vorwürfe; wir messen Goethe weder am moralischen noch am politischen noch am ‚menschlichen‘ Maßstab.“

Dr. Friedrich Kriegel.



Anzeigen.

Das sexuelle Problem in Kunst und Leben. Neue, stark vermehrte Ausgabe (Fünfte Auflage). Berlin, Verlag Hermann Walther (Friedrich Bächig). Preis 1,50 Mark.

Der Neudruck dieser Schrift, die lange gänzlich aus dem Buchhandel verschwunden war, ist längst nothwendig geworden. Wegen äußerer und zum Theil innerer Hindernisse aber konnte er bisher nicht erfolgen. Ein Autor, der sich nicht zu früh selbst festlegt, der nicht aufgehört hat, sich zu entwickeln und aus sich heraus zu schaffen, wird im Verhältniß zu seinem Werk stets mehrere Epochen durchleben. In der zweiten, wenn er nicht mehr im Werk selbst steht, kommt eine Zeit der Abkehr, Abwehr, der Unfreiheit, die ihn besangen macht und in der er schlechterdings nicht an diesem Werk arbeiten und nichts mit ihm unternehmen sollte. Je subjektiver ein Werk ist, um so stärker dies Gebot. Wenn ich heute meine vor zehn Jahren erschienene und vor zwölf Jahren entstandene Schrift über das sexuelle Problem in der modernen Literatur neu herausgebe, so glaube ich, es mit der Unbefangenheit thun zu können, die mir sogar gestattet, auch Das unverändert wieder zum Abdruck zu bringen, was mir hrute selbst übertrieben, einseitig, hart erscheint. Auch aus seiner Autorschaft sollte Niemand das Recht herleiten, sich selbst zu täuschen. Ich habe, abgesehen von wenigen Anmerkungen, nur ganz Beringsfügiges geändert oder gestrichen, meist durch zeitliche Umstände veranlaßt. Hinzugefügt habe ich im ersten Theil nur eine einzige größere Stelle, die Analyse von Strindbergs „Vater“. Dagegen ist das Schriftchen um einen ganzen Theil und im Umfang fast um das Doppelte vermehrt worden. Die beiden letzten Aufsätze sind im Inhalt und in der Tendenz nur scheinbar und für Solche, die nicht lesen können, Widersprüche, vielmehr Verfolgungen des Problems in neuen Erscheinungen und psychischen Entwicklungsformen, die im ersten Theil schon vorgezeichnet sind. Hier findet man überhaupt Manches, das erst durch die Folgezeit wahr geworden ist. Ein innerlich wahres Buch ist nämlich immer auch prophetisch. Die Aphorismen sind in den verschiedensten Zeiten und Stimmungen entstanden und sind die verdichteten und verallgemeinerten Ausdrucksformen eigener Erfahrungen oder Beobachtungen. Das Büchlein hat eigene Erlebnisse gehabt, und wie es durchaus persönlich ist, hat es auch durchaus persönlich gewirkt. Daß Leute, deren Beruf es ist, aus sechs Büchern das siebente zu machen, ihm die Kürze und den Mangel an Beweisen und Citaten vorwarfen, habe ich nur als Lob empfunden. Andere wieder haben sagen zu müssen geglaubt, der Verfasser kenne das Leben und das Weib nicht oder doch mehr aus Büchern. Ich rede nicht davon, daß Bücher und Kunstwerke schließlich auch zum Leben gehören, wenigstens für Den, der sie innerlich erlebt. Aber wie? Wer die Liebe als Problem empfindet, Der sollte das Leben und das Weib nur aus Büchern kennen? Genug, daß er am Leben und am Weibe gelitten hat!

Leo Berg.

Reidhart von Reuenthal, der Roman eines Minnefängers. Verlag von Otto Hendel in Halle.

„Ein historischer Roman mit obligater Ritterromantik und den unentbehrlichen, den handelnden Personen als Zeitcolorit in den Mund gelegten Anmerkungen“, wird der Eine oder Andere wohl sagen und mein Buch dann ungelesen weglegen. Als ob man nicht an dem Professoreroman der siebziger und der achtziger Jahre vollauf genug hätte! Und doch: es ist wieder einer. Eine Erzählung aus dem dreizehnten Jahrhundert. Das bewegte Leben eines im deutschen Volk fast vergessenen Dichters, der einer der größten und besten war, hat den Stoff zu dem Roman hergegeben. „Historischer Roman, — bah! Die Redaktion bringt aus Prinzip keine historischen Romane mehr.“ Damit ist die Sache erledigt. Und dennoch haben langjährige, liebevolle Beschäftigung mit den Liedern des Heiden, die es wahrlich verdienen, aus dem Staube der Jahrhunderte an das Licht des hellen Tages gezogen zu werden, und die Erkenntniß, daß es dem Deutschen heute bitter noth thut, sich aufzurichten an der Größe seiner eigenen Vergangenheit, dem Verfasser die Feder in die Hand gedrückt, daß er diesen Roman schreibe. Ja, die Erkenntniß, daß mit dem Hurrührufen und den schönen Reden, in denen man sich ergeht und vor deren Tönen nichts Anderes mehr zum Wort zu kommen scheint, noch nichts gethan ist: sie ist Schuld gewesen an dem Entstehen eines Buches, das das Volk zurückführen will in ferne Tage, in eine geistig große Epoche, da der Glaube noch Glaube und die Ueberzeugung noch Ueberzeugung war, da man einem idealen Gedanken zu Liebe noch die höchsten Opfer seines Gutes und Blutes, seiner Person und seines Lebens zu bringen im Stande war, weil die Idee dem Menschen Alles bedeutete und die Materie nichts. Weil jene Zeit eine Zeit der Ideale, eine Zeit deutscher Ideale war, hat der Verfaßer den alten bayerischen Sängler, den fröhlichen und betrübten Menschen, den Ritter mit dem edlen Gemüthe, den Dichter mit dem starken Schwerte und dem eisernen Willen und den Mann mit dem schlichten Kinderherzen, das kein Falsch kennt, mit der sinnesfrohen Gemüthsfähigkeit und der tiefen Wahrhaftigkeit wieder hervorgeholt und den Versuch gewagt, diesen Mann den eigenen Zeitgenossen, so wie er ihm aus seinen Liedern entgegentrat, vor Seele und Geist zu stellen, damit man an ihm lerne und aus seinen Seelenkämpfen und seinem endlichen Siege über sich selbst erfahre, daß Schätze vorhanden sind tief drinnen in der Brust des Menschen, die alle äußere Nacht und aller Neidthum, alle Prahlerei und Selbstverherrlichung nimmer zu heben vermögen. Ein Seelenroman soll dieser historische, dieser deutsche Roman, dieses Stück Kulturgeschichte aus großer deutscher Vergangenheit sein. Freilich: der landläufige Patriot wird nichts für sich in diesem Buche finden, dessen letzte Aufgabe ist, zu zeigen, daß der Mensch klein werden muß, ganz klein, vor den Anderen und vor seinem eigenen Herzen, um groß zu werden den Anderen und sich selbst gegenüber, daß die Worte des deutschen Dichters Walthar von der Vogelweide wahr werden müssen an seiner Seele, damit er erkenne, daß Löwe und Riese nur von Dem besiegt werden können, der sich selbst in allen seinen Schwächen überwunden hat. Daß diese Erkenntniß reifer und reifer werden möchte in diesen Tagen, die Erkenntniß, daß wir erst selbst freie Menschen, sittlich freie, werden müssen, frei von Vorurtheilen und möglichst frei von niederen Leidenschaften, ehe wir daran denken

bürfen, die Welt zu unterwerfen! Wenn Wenige das kleine Buch in diesem Sinn lesen und zu sich reden lassen wollen, dann ist seine Aufgabe schon erfüllt.

Frankfurt am Main.

Dr. Edward Etilgebauer.



Dora Hornau: Iphigenie, Schneewittchen. Zwei Erzählungen. Verlag von Karl Konegen, Wien 1900. Preis 3 Mark.

Die mehrfach disparate Elemente dieser zwei Erzählungen kennzeichnen sie als einen ersten Versuch — ich bemerke sogleich —: einer entschiedenen dichterischen Begabung, die, richtig geleitet, zu schönen Hoffnungen berechtigt. Selbständige Erfassung und Beurteilung der treibenden Kräfte des Lebens wechseln mit der Wiederholung konventioneller Anschauungen, überraschende psychologische Einsichten mit schablonenhaften Auskunftsmitgliedern und äußerlichen Begehren zur Förderung des Ablaufes der Handlung. Ich rechne hierzu namentlich die Verwendung der beiden Plastiken, die der Verfasserin zur Herbeiführung der Peripetie der Fabel ihrer ersten Erzählung so unentbehrlich scheinen. Fräulein Hornau wird bald selbst erkennen, daß die blutgeschwellten Innenbilder, die leidenschaftliche Menschen von einander in sich tragen, nach Veräußerlichung drängen und dadurch zu ihren Verräthern werden. Es wäre eine höhere künstlerische Aufgabe gewesen, gerade an Schauspielern zu zeigen, wie innere Naturmächte alle äußeren Tämme, die bewußten und unbewußten Täuschungen des eigenen Selbst und Anderer überwältigen, als einen Coulissenapparat zu verwenden, der die Verfasserin und ihre Personen zum Komödienpiel verleitet, statt ihre Innerlichkeit allmählich zum Durchbruch kommen zu lassen. Mit wirklichem Feingefühl wird uns die künstlerische Entwicklung der Heldin vorgeführt und manches kluge und treffende Wort über Poesie und dramatische Kunst in edler, klarer Sprache bezeugt den gebildeten Geist und Geschmack der Verfasserin. In der zweiten Erzählung tritt der Zwiespalt zwischen den romantischen Neigungen und dem gesunden Wirklichkeitsinn störender zu Tage. Während die Wesenselemente einer ursprünglichen, kräftigen und eigenwilligen Natur in scharfer Pügung betont und einheitlich gestaltet werden und auch die jugendliche Stiefmutter noch viele dem wirklichen Leben abgelauschte Züge aufweist, kann man nicht sagen, daß die übrige Umwelt der Heiden der zweiten Erzählung in gleicher Weise aus ihren Lebensbedingungen verständlich und glaubhaft gemacht wird, wie es in der ersten Novelle der Fall ist. Namentlich Steiner spricht wie ein echter Romanheld und erscheint auch als rechter *doux ex machina*, um die unvermeidliche Katastrophe herbeizuführen. Eine wahrhaft künstlerische Stimmung aber weiß die Verfasserin auch in dieser Erzählung durch das wiederholte Hineinspinnen des Märchens „Schneewittchen“ hervorzubringen.

Wien.

Professor Dr. Laurenz Müller.*)

*) Dies ist, wie der Leser sieht, keine Selbstanzeige. Doch der Rahmen dieser Rubrik wird natürlich stets gern erweitert werden, wenn ein Kenner ein Buch oder ein anderes künstlerisches Werk besonderer Anzeige würdig findet.



Wasserwirthschaft.

Surra: wir schwimmen wieder im Gelde! Mindestens dem nächsten Staatsjahr sieht der preussische Finanzminister mit zuversichtlicher Ruhe entgegen, denn er erblickt kein Wetterzeichen, das ihm das Nahen einer umfassenden wirtschaftlichen Krise mit erschütternden Wirkungen ankünden könnte. Der Staatsvoranschlag erwartet von der Ergiebigkeit der alten Einnahmequellen auf Grund der bisherigen Erfahrungen neue, verstärkte Zuflüsse und stellt sie in Rechnung. Den etwa kommenden knapperen Jahren schreitet Preußen nicht ungerüstet entgegen. Das Finanzwesen des Staates ist auf festen Boden gestellt und durch die Art der Verwendung der Einnahmeüberschüsse und durch die organische Entwicklung der gesammten Finanzgebarung ist die Möglichkeit geboten, dem Ansturm ungünstigerer Verhältnisse Stand zu halten und, wenn es nöthig wird, neu auftretenden, selbst hochgespannten finanziellen Anforderungen ohne tiefgreifende Störung des wirtschaftlichen Gleichgewichtes gerecht zu werden. In einer offiziellen Korrespondenz werden uns diese tröstlichen Sätze vorgeführt. An der Nothwendigkeit neuer Aufwendungen fehlt es wahrlich nicht. Jetzt beansprucht die Kanalvorlage alle verfügbaren Geldmittel. Freilich wird ihre Summe im Allgemeinen überschätzt. Wenn die Regierung im Landtag die Mehrheit für den Kanal gewinnen will, mag sie ihr Augenmerk darauf richten, außer den sogenannten Kostenanschlägen auch ziffernmäßig den Nachweis zu liefern, welche Kosten der Staatsbauverwaltung entstehen müßten, wenn wir ohne die in Aussicht genommenen Wasserbauten auszukommen hätten. Die Ausgaben für die Eisenbahnen — sowohl für die Herstellung von Bahnhöfen wie für die Vermehrung der Gleise und des rollenden Materials — werden durch den Bau einer für den Verkehr von Massengütern geeigneten Wasserstraße natürlich sehr beträchtlich vermindert. Dem gegenüber will es wenig besagen, daß der Kanal dem Schienenwege Millionen Tonnen von Gütern entziehen wird, ja, gerade zu dem Zweck geschaffen werden soll, einen billigeren Transport von Massenwaaren zu ermöglichen. Diesen Ausfall, den die Eisenbahn unzweifelhaft zu erwarten hat und der im Staatshaushalt nach fünfzehn Jahren, wenn der Mittellandkanal fertiggestellt sein kann, zu berücksichtigen sein wird, stehen aber auch für die Eisenbahnen Vortheile gegenüber, die sich zwar heute noch kaum in Ziffern darstellen lassen, die aber allmählich doch eine große Bedeutung für den Staat gewinnen werden. Die billige Güterbeförderung auf den Kanälen wird, dem zwischen den einzelnen Landestheilen bestehenden Austauschbedürfniß entsprechend, eine größere Zahl von Waaren geringeren Werthes zum Transport bringen, deren Verfrachtung über längere Eisenbahnstrecken bisher unmöglich war. Man darf annehmen, daß solche Güter von den Wasserstraßen auch leiwärts auf die Eisenbahnen übergehen und ihnen neuen Verkehr zuführen werden. Ferner läßt sich voraussetzen, daß die Wasserstraße in allmählich steigendem Maße die bestehenden Industrien erweitert und neue ins Leben rufen wird, die dann ihre fördernde Wirkung auf die anschließenden Eisenbahnen üben werden. So kann der Kanal nach und nach den Bahnen neue Einnahmequellen erschließen. Die Erfahrung hat gelehrt, daß da, wo leistungsfähige Schifffahrt

straßen das Land durchziehen, überall auch die von ihnen ausgehenden Schienenwege eine glückliche Entwicklung genommen haben. Daher darf die Hoffnung ausgesprochen werden, daß die Einnahmeverluste, die zeitweilig mit dem neuen Kanalsystem un vermeidlich verbunden sein müssen, in absehbarer Zeit nicht nur ausgeglichen, sondern in Mehreinnahmen verwandelt werden. Die Regierung besitzt außerdem ein wichtiges Machtmittel, um die Schädigung der Staatsfinanzen zu verhindern oder doch auf ein geringes Maß herabzudrücken: sie kann nämlich, je nach ihrem Interesse, in unbeschränkter Freiheit Tarifpolitik treiben. Dieses Recht hat sie sich innerhalb der Staatseisenbahnerverwaltung auch für den Fall eines weiteren Ausbaues des Wasserstraßensystems ausdrücklich vorbehalten. Dabei darf nicht vergessen werden, daß nach preussischen Grundgesetzen die Staatsbahn weder die Möglichkeit noch auch nur die Aufgabe hat, wirtschaftliche Benachtheiligungen, die einzelnen Bezirken oder Unternehmungen etwa zugefügt werden könnten, durch besondere Frachtvergünstigungen wieder auszugleichen. Das mag für die große Privatbahn, die heute im rheinisch-westfälischen Industriegebiet noch eine Rolle spielen darf, hart klingen. Aber auch für ihre Zukunft braucht man keine Sorge zu hegen. Denn sie würde bei ihrer günstigen Lage im Hauptzehrtengebiet nach wie vor auf reichen Verkehr rechnen können, und zwar besonders dann, wenn sie ihre Pflicht, der Wasserstraße neue Frachtgüter zuzuführen, mit Hilfe brauchbarer Neueinrichtungen besser als bisher erfüllen könnte. Uebrigens wird die Dortmund-Donau-Emscher Eisenbahn in dem Augenblick, wo sie überhaupt die Konkurrenz des Kanals zu spüren bedäme, aller Voraussicht nach schon in Staatsbesitz übergegangen sein.

Die Debatten, die im preussischen Herrenhaus und im Reichstag neulich über die Verstaatlichung von Eisenbahnen geführt wurden, zeigten, daß die Regierung sich einstweilen durch Bahnfragen nicht irgendwie in ihrer Aufmerksamkeit für Kanalangelegenheiten beirren lassen will. Sie müßte aber ein schlechter Kaufmann sein, wenn sie nicht die Gelegenheit wahrnehmen sollte, bei Ablauf der Konzessionen die Früchte privater Betriebsamkeit zu pflücken. Der Kurszettel der Eisenbahnwerthe sieht zwar immer kümmerlicher aus; Rücksichten auf den Umfang des Börsengeschäfts liegen aber nicht auf dem Wege der Regierung. Wenn sie sich gegenüber der Forderung, die Ostpreussische Südbahn zu kaufen, reservirt hält, so leitet sie dabei wohl der Wunsch, die Handelsvertrags-Campagne zunächst einmal über sich ergehen zu lassen. Von der Gestaltung des deutsch-russischen Handelsvertrages wird es abhängen, ob die Südbahn verdrängt oder ob sie einen gesteigerten Werth als Kulturmittel erhalten wird. Gelingt es der Regierung nicht, Getreidezüge durchzudrücken, bei denen den Brennbahnen der Weizen blüht, dann wird sie auf deren Ankauf verzichten und auch davon absehen, künftig den privaten Schienenwegen Konkurrenzlinien zu schaffen. Im Mittellandkanalgebiet scheut sich der Staat keineswegs vor der Anlage neuer Bahnen; über die Art, wie er sie auszubauen hat, wird er sich aber trotz der ihm schon durch das Parlament gewährten Bewilligung der Kosten doch erst entscheiden, wenn das Kanalprojekt als völlig gesichert zu betrachten ist. Alle zu Gunsten des Mittellandkanals unternommenen Schritte gehen von der Voraussetzung aus, daß sich der Güterverkehr im Gebiet der geplanten Wasserstraßen mit den einstweilen vorhandenen Transportmitteln nicht mehr bewältigen läßt und daß er auf der heutigen Höhe bleiben

wird. Die Urheber der Kanalvorlage sind denn auch überzeugt, das jetzige rheinisch-westfälische Industriegebiet werde auf absehbare Zeit seine bevorzugte Stellung bewahren und die seit mehr als dreißig Jahren beobachtete starke Zunahme der Verkehrsmengen werde auch in Zukunft fort dauern. Die beharrlich ansteigende Linie der Kohlenförderungsmengen wird selbst bei einem Rückgang der Industrie nicht unterbrochen. Nach ziemlich zuverlässigen, mit peinlicher Sorgfalt gearbeiteten Statistiken wird sich die Gesamtfrachtmenge des Industriegebietes um 25 Millionen Tonnen vermehrt haben. Diese Zunahme wird namentlich für minderwertige Güter mit großen Transportlängen zum großen Theil auf neue Verkehrswege, in erster Linie auf die neu geplante Wasserstraße, angewiesen sein; eine solche Straße sichert natürlich mehr als jeder andere Verkehrsweg die billige Verfrachtung der Massengüter auf weite Entfernungen, wenn diese Straße den Ursprungsorten solcher Güter nahegelegt, also in das Herz des Kohlengebietes geführt wird. Die Befürchtung, der Kanal könne einmal verwaist sein, weil der Kohlenreichtum in Rheinland Westfalen in absehbarer Zeit versagen werde, ist unbegründet. Die unter Berücksichtigung des Standes der heutigen Bergbautechnik angestellten Untersuchungen, die sich auf die letzten Aufschlüsse stützen, haben ergeben, daß bis zu 700 Metern durchschnittlicher Teufe noch fast 1100 Millionen Tonnen, bis zu 1000 Metern Teufe noch über 18000 Millionen und überhaupt noch über 30000 Millionen Tonnen abbaufähiger Kohle anstehen. Die bis zu 700 Metern anstehenden Kohlen sichern also eine Jahresförderung von 50 Millionen Tonnen für zweihundert Jahre; und ein Betrieb bis zur Teufe von 1000 Metern, den die fortschreitende Technik unzweifelhaft bald erleichtern wird, erscheint selbst bei einer Zunahme der Jahresförderung auf 100 Millionen Tonnen noch für dreihundert Jahre gesichert. Das mag der Industrie, die von dem neuen Kanal den Hauptnutzen erwartet, zur Beruhigung dienen. Heute hat sie — und mit ihr die von ihr sich nähernde Börse — nur ein schwaches Interesse an der Erleichterung und Förderung des Verkehrs, der von der geplanten Wasserstraße erwartet wird. Vorläufig würde, da die Konjunktur abgeflaut hat, auch jedes Schlagwort, das auf künftige, fernliegende Erfolge anspielt, seine Wirkung versagen. Wenn die Besitzer von und die Spekulanten in Montanpapieren, wenn die Industrieherrn selbst in der Kanalvorlage einen Grund sehen, neuen Muth zu schöpfen, so gründet sich diese Zuversicht auf das Bestreben, die jetzt unbeschäftigten Arbeitermassen auf den in Aussicht genommenen Kanalbau abzulenken und das Eigengewerbe durch die Lieferung des Baumaterials auf lange Zeit hinaus vortheilhaft zu beschäftigen. Die Maschinen- und Zementfabrikanten jubeln besonders laut; sie überschätzen, wie es scheint, den Bedarf der Wasserbauemister. Heute kommen diese Männer mit geringen Mitteln aus und erzielen trotzdem große Erfolge. Wer den letzten Internationalen Schifffahrtkongressen in Brüssel und Paris beigewohnt hat, kann auf den dort bewiesenen und anerkannten hohen Stand der deutschen Wasserbautechnik stolz sein. Es ist eine untergeordnete Frage, ob die Politiker und Industriellen den Werth oder Unwerth des Mittellandkanals heute schon klar erkennen. Preußen würde sich, wenn es den Riesenbau glücklich vollendet, zu altem sicherlich neuen Ruhm erwerben.



Notizbuch.

Preußens neuer Ministerpräsident kann mit dem Erfolg seines ersten Auftretens im Landtag ziemlich zufrieden sein. Der Erfolg wäre noch größer gewesen, wenn Graf Bülow nicht durch die Häufung von Reichstagsreden das Gewicht seiner Vorträgen ein Bißchen vermindert hätte. Man weiß nun schon, wie er es macht, wie er mit stärkender Rhetorik Falten und Risse wegbügelt, und seine weltmännisch courtoise Art hat den ersten Reiz der Neuheit verloren. Gerade im Abgeordnetenhaus aber hat er sehr gut gesprochen. Ernsthaft, ohne Späße und auf den Augenblick effect berechnete mots. Onkel Chlodwig und seine Leute hatten durch Aufbauschung und Trohng die Kanalgeschichte verdorben. Der neue Herr erklärte sofort, es handle sich um eine rein wirtschaftliche, nicht um eine hochpolitische Frage. Darüber sollte es eigentlich keinen Zweifel geben; ob man eine halbe Milliarde für Wasserbauten verwenden oder das Geld für eine Verbesserung des Eisenbahnnetzes und für andere Meliorationen ausgeben will: Das ist die nüchternste Sache von der Welt. Immerhin mußte es mal von einem Regierenden gesagt werden. Graf Bülow drohte nicht, drängte nicht und wird zufrieden sein, wenn er die wasserwirtschaftliche Vorlage in einem der nächsten Jahre durchbringt. Wahrscheinlich kommt er bald ans Ziel; denn die Handelsverträge liefern ihm eine Waffe, mit der er die Gegner kirren kann. Auch sind schon jetzt Kompensationen in Fülle angeboten und die Vorlage ist so verändert worden, daß selbst die früher feindlichen Gemüther jetzt zustimmen und den Excellenzen obendrein noch triumphierend zurufen können: Seht Ihr, wie nothwendig, wie nützlich unsere Ablehnung war, da sie Euch zu gründlicher Umarbeitung des allzu hastig entworfenen Planes zwang! Sonst ist von der Rede nicht viel zu sagen. Ungelähr eben so haben auch die Herren Caprivi, Eulenburg, Hohenlohe im Landtag gesprochen. Ausgleichende, veröhnende Politik. Keine Begünstigung von Sonderinteressen. Industrie und Landwirtschaft müssen zusammengehen, Osten und Westen gleichmäßig berücksichtigt werden. Salus publica als strahlender Leitstern am Patriotenhimmel. Und so weiter. Aber die alte Melodie wurde geschmackvoll und verständig vortragen und damit muß man einstweilen zufrieden sein. Daß Preußen noch ganz andere Dinge braucht, ist hier oft gesagt worden; doch ein Staatsmann muß sich manchmal mit der Bitte bescheiden, ihm für den nächsten Tag nicht das Brot zu versagen, und man kann dem Grafen Bülow nicht großen, weil er die Verhältnisse erst kennen lernen und sich Kanal und Zolltarif vom Hals schaffen will, ehe er an die unvermeidliche Reform der Verwaltung geht. Wenn er uns nur nicht zu lange darauf warten läßt, die wichtigsten Wünsche der deutschen Ostmärkte, bevor es zu spät ist, erfüllt und dafür sorgt, daß die Wirkung seiner angenehmen Manieren nicht durch Unbedachtsamkeiten seinerer Kollegen abgeschwächt wird! Ein Ministerium muß nicht nur „homogen handeln“; es muß auch in seinen Reden auf eine einheitliche Tonart gestimmt sein.



Herr Professor Dr. Heinrich Ernst Biegler schreibt mir aus Jena:

„Sehr geehrter Herr! Haben,

in jeder Session bringt der Reichstag eine Sitzung damit zu, den Wunsch nach Dächern über — wie man jetzt sagt — Anwesenheitsgeldern auszusprechen und ihn der Regierung recht eindringlich aus Herz zu legen. Der Beschluß ist stets, der Erfolg auch

immer der selbe; nichts geschieht. Auch für die jetzige Tagung ist der Antrag wieder zur Feiathung vorgemeßt und die Sache wird voraussichtlich eben so verlaufen wie früher. Man kann sich auch kaum der Hoffnung hingeben, daß der Bundesrath diesmal dem Antrag mit mehr Wohlwollen begegne. Die Anwesenheitsgelder werden wohl auch jetzt noch ein schöner Wunsch bleiben. Da aber die oft so spärliche Beizehung und die häufige Beschlusunfähigkeit des Reichstags allmählich immer schlibar werden und das Ansehen des Parlamentes darunter leidet, hat man allen Grund, nach einer Abhilfe zu suchen und zu überlegen, ob es vielleicht einen anderen Weg giebt, dem gewünschten Ziele näher zu kommen. Da dürfte wohl folgender Vorschlag gehört werden, der der in den Regierungskreisen bestehenden Abneigung gegen die Anwesenheitsgelder Rechnung trägt und doch den beabsichtigten Zweck wenigstens zum Theil erreicht.

Der Vorschlag geht dahin, daß man auf Reichstagskosten ein Reichstags Wohnhaus errichte, das nach Art eines Hotels eingerichtet ist und einem Theil der Abgeordneten freie Wohnung bietet. Man könnte zuerst ein Haus für hundert Abgeordnete bauen und die Wohnungen den Parteien nach dem Verhältniß ihrer Stärke zuweisen, so daß der Reichstag sich mit der Vertheilung an die einzelnen Abgeordneten nicht zu befassen brauchte. Ein zweifenstoriges Wohn- und Spechzimmer und ein einfenstoriges Schlafzimmer dürfte wohl den meisten Reichstagskoren als eine genügende Wohnung erscheinen; wer luxuriöser wohnen will, mag selbst für sich sorgen. Es würde also für hundert Abgeordnete ein Haus mit zweihundert möblirten Zimmern nebst den nöthigen Wirthschaftsräumen, einem Frühstücksaal, Besprechungszimmer u. s. w. erforderlich sein. Es wäre gewiß eine große Annehmlichkeit für einen Abgeordneten und verminderte die hohen Kosten des Mandats um eine hübsche Summe, wenn er für die ganze Wahlperiode eine solche Wohnung dauernd zur Verfügung hätte. Die Kosten für den Staat wären mäßig, selbst wenn man annimmt, daß nicht hundert, sondern mehr Wohnungen nöthig sind. Nur die einmalige Ausgabe für den Bau des Hauses wäre erheblich, die laufenden Ausgaben geringfügig. Die Abgeordneten, die in Berlin ihren ständigen Wohnsitz haben, brauchen natürlich keine Wohnung im Reichstags-Wohnhaus; auch werden viele reiche Abgeordnete immer die Privatwohnung vorziehen. Daher dürfte es wohl genügen, wenn für höchstens hundertundfünfzig Abgeordnete Wohnungen vorgezehen wären.

Es ist immer gegen die Gewährung von Läten eingewandt worden, daß dadurch die Entstehung eines Berufsparlamentarierthums begünstigt werde; gegen meinen Vorschlag läßt sich dieser Einwand jedenfalls nicht ernsthaft erheben.*



Aus Süddeutschland erhielt ich den folgenden Brief:

„Als durch die Indiskretion einiger unzufriedenen Arbeiter die Nachricht in die Zeitung kam, die Firma Krupp habe für England einen Auftrag auf Stahlgeschosse angenommen und in Ausführung, da erhob sich im Blätterwald ein Losen, als ob es sich um etwas ganz Ungeheuerliches, noch nie Erlebtes handle. Denkende Leute lächelten darüber oder fragten sich verwundert, ob denn der deutsche Industriestaat noch so jung sei, daß viele Menschen — und darunter gewiß auch manche verständige — seinem Wesen so fremd gegenüberstehen können. Russen, Türken und Griechen, Chinesen und Japaner, Spanier und Amerikaner: Alle haben während

Ihrer Kriege Kriegsmaterial von außen bezogen und sie konnten daran nur von den neutralen Staaten gehindert werden, deren Regierung ein Ausfuhrverbot nicht nur erlassen, sondern auch streng durchzuführen für opportun gehalten hätte. Durch die Neutralität bedingt ist ein solcher Erlass aber keineswegs. Gewiß hat mancher deutsche Arbeiter Waffen oder Geschosse gefertigt, von denen vielleicht Soldaten des geliebten türkischen Großherrn hingestreckt wurden oder mit denen die Schützen des rothen Sultans' erfolgreich auf christliche Gegner pörschten. Es ist keinem Menschen eingefallen, sich darüber aufzuregen. Die Sonne der Kriegsmaterial-Lieferanten scheint von je her auf Gerechte und Ungerechte, wenn und so lange die Kunden nur zahlungsfähig sind. Als es kurz nach Beginn des südafrikanischen Krieges in englischen Blättern hieß, aus Deutschland sei Kriegsmaterial den kämpfenden Varen zugeführt worden, da wurde Das zwar bestritten; aber wo hätte man sich in Deutschland nicht gefreut, wenn es doch wahr gewesen oder geworden wäre? Anders klang die Weise bei jenem Geschossauftrag, den England einem deutschen Fabrikanten gegeben hatte, noch dazu einem solchen, dessen unkontrollirbare Millionen zum Reiz und zur Vegenbenbildung reizen, über dessen Geschäftsumfang und Verdienst keine Generalversammlung Redenschaft bekommen, keine Geschäftsberichte Auskunft geben, keine Handelskammern geschwätzig sich äußern, der sich von journalistischer Aufdringlichkeit fern hält und die in seinem Industriebereich vorhandenen und entstehenden Werthe nicht börsenmäßig umsetzen läßt. Ob der damals noch nicht, Wirkliche' Geheimrath Krupp vor der Frage gestanden hat, entweder den englischen Auftrag anzunehmen oder ein paar hundert Arbeiter auf halben Verdienst zu setzen: darüber hat sich kein Schwarzkünstler den Kopf zerbrochen. Aber auch außerdem können genug Beweggründe zur Annahme vorhanden gewesen sein, vor allen anderen der: einen Kunden, den man wieder an sich zu fesseln wünscht, nicht vor den Kopf zu stoßen. England ist eben nicht nur ein gefährlicher Konkurrent, sondern unter Umständen auch ein zahlungsfähiger Kunde; und Kriegsmaterial-Konstruktionen sind längst nicht mehr das Monopol eines einzelnen Landes. In England und anderswo werden Panzerplatten deutschen Herstellungsverfahrens angewendet und in Deutschland sind Mitraileusen englischer Konstruktion in Gebrauch. Krupp war nicht genöthigt, die Fabrikation der Geschosse einzustellen, was gewiß nicht ohne beträchtliche Opfer abgegangen ist, denn die Regierung hatte nicht das Recht, die Herstellung zu verbieten. Nur die Ausfuhr konnte sie durch ein Ausfuhrverbot hintertreiben. Ein solches Verbot ist aber nicht erlassen worden. Trotzdem war Herr Krupp zu anständig — sagen die Einen —, zu schwach — sagen die Anderen —, um die letzten Konsequenzen aus seinem Beruf als Kriegsmaterial-Fabrikant zu ziehen. Er ließ die Fabrikation der Geschosse einstellen und erleichterte damit dem damaligen Staatssekretär des auswärtigen Amtes seine Aufgabe vor der Volksvertretung ganz erheblich. Die übrige deutsche Industrie aber war klug genug, die ihr von England zuströmenden Aufträge nicht abzulehnen, auch wenn sie Kriegsmaterial betrafen. Oder gehören nur Gewehre, Kanonen und Geschosse zum Kriegsmaterial? Der, den es interessiert, verschaffe sich, wie der Abgeordnete Liebermann von Sonnenberg, Einsicht in die Zahlen der Statistik der Ausfuhr aus deutschen Häfen nach Großbritannien. Aber auch Geschütz- und Geschossbestellungen sind nicht ausgeblieben. Schon im Frühjahr 1900 bekam eine bisher ziemlich unbekannte Fabrik einen Auftrag auf etwa hundert Feldgeschütze, noch mehr Munitionswagen und reichliche Mengen Munition. Englische Blätter be-

richteten häufig darüber, aber im deutschen Blätterwald war über allen Gipfeln Ruh. Vielleicht hatte die zurückgehende Konjunktur die Herren, die vorher gejetert hatten, anders denken gelehrt; handelte es sich doch jetzt auch nicht mehr um den Profit eines Einzelnen, sondern um den Hochstand eines Vdrsenpapiers, dessen Jahreserträgniß um mehr als die Hälfte des bisherigen zu sinken im Begriff war und nur durch diesen Auftrag vor noch tieferem Fall bewahrt werden konnte. Unsere Regierung (wer und wo war sie damals?) aber merkte nichts, selbst dann noch, als Unteroffiziere und Kanoniere eines königlich preussischen Artillerieregiments von eben dieser Privatfabrik im Spätsommer zu Vorführungen eines mit englischen Bezeichnungen versehenen Geschüßes vor Vertretern fremder Regierungen benutzt worden waren und man im Ausland längst wußte, daß in Deutschland zahlreiche Geschüße für die englische Armee hergestellt würden. Erst im Dezember wurde es hier allgemein und auch amtlich bekannt und der neue Staatssekretär des Auswärtigen Amtes sagte darüber am zwölften Dezember im Reichstag nach dem stenographischen Bericht: „Am Siebenten dieses Monats ist zur amtlichen Kenntniß des Auswärtigen Amtes durch eine Zeitungsmeldung gelangt, daß die Rheinische Maschinen- und Metallwaarenfabrik eine größere Bestellung auf Geschüße von der englischen Regierung erhalten und theilweise ausgeführt habe. In Folge Dessen ist auf Weisung des Herrn Reichskanzlers der Regierungpräsident in Düsseldorf sogleich angewiesen worden, die Sachlage aufzuklären. Es ergab sich aus seinen Mittheilungen, daß der Sachverhalt richtig dargestellt sei, daß die englische Regierung eine größere Anzahl von Feldbatterien bei der gedachten Gesellschaft bestellt habe und ein Theil bereits abgeliefert worden sei. Da eine solche Lieferung als mit den Pflichten der Neutralität nicht im Einklang stehend betrachtet werden könnte und wir der Ansicht waren, daß Derartiges nach Möglichkeit zu verhindern sei, so hat der Herr Reichskanzler in ganz der gleichen Weise, wie eine Anregung an die Firma Krupp beim Beginn des Krieges ergangen war, so auch jetzt an die Rheinische Maschinen- und Metallwaarenfabrik das bringende Ersuchen gerichtet, mit Rücksicht auf die politische Lage der Dinge in Südafrika die weitere Ausführung der Bestellung bis auf Weiteres zu inhibiren. Wir geben uns der Hoffnung hin, daß die Rheinische Maschinen- und Metallwaarenfabrik in ganz der gleichen und loyalen Weise, wie es von der Firma Krupp geschehen ist, dem Ersuchen des Herrn Reichskanzlers entsprechen wird.“ Der Freiherr von Richthofen und sein Beauftragter, der Herr von Holleufer, Regierungpräsident in Düsseldorf, scheinen sich aber doch nicht genügend orientirt zu haben. Der Herr in Düsseldorf hatte wahrcheinlich keine Zeit dazu, da er vermuthlich zu sehr von der Aufgabe in Anspruch genommen war, die Abreißkalender des Blottenvereins als Vorkriegsziehmittel zu empfehlen. Oder aber die geschäftstüchtigen Leiter der Fabrik haben ihm ein Schnippchen geschlagen; denn siehe da: der britische Staatssekretär des Krieges, Herr W. St. John Brodrick, P. C., M. P. erklärte am vierzehnten Dezember im englischen Unterhaus: „Die deutsche Firma hat alles Bestellte abgeliefert und die Geschüße sind zur Verwendung bereit. (The German firm has delivered the whole order and the guns are available for issue).“ Als dann der Abgeordnete Sir G. Vincent einwarf, die deutsche Regierung habe die Ablieferung verhindert, erklärte Brodrick bländig: „Nein, im Gegentheil, die Geschüße sind hier (in England) abgeliefert worden (they were received here).“ Cicero aber ließ den Cato sagen: „Es ist wunderbar, daß ein Davuspez nicht lacht, wenn er einen Varuspez sieht.“ Das war vor zwei Jahrtausenden.“

Ein Hauptmann, der während seiner Lieutenanzzeit im Ganzen fünf Jahre — mit Unterbrechungen — nach Berlin kommandirt war, schreibt mir:

„Wie Sie in den Zeitungen gelesen haben werden, hat sich der Kaiser streng dagegen ausgesprochen, daß die Offiziere bei solchen Gelegenheiten, wo es nicht ausdrücklich gestattet ist, Civil tragen. Er hat diese Mahnung besonders an die nach Berlin Kommandirten gerichtet und soll dabei gesagt haben, der Offizierstand gewähre nicht nur gesellschaftliche Rechte, sondern lege auch Entfugungspflichten auf, und wenn den Herren der Rock nicht mehr gefalle, den er ihnen gegeben habe, so sollen sie ihn ablegen, — aber dann überhaupt; dagegen habe er nichts. Solange sie ihn aber behalten, sollen sie ihn immer tragen. Der Kaiser soll hierzu ‚durch die Mittheilung veranlaßt worden sein, daß manche Offiziere zur abendlichen Zerstreuung Vergnügungsorte aufgesucht hätten, an denen sie sehr leicht nicht ganz standesgemäße Abenteuer hätten erleben können‘. Die Aeußerung des Kaisers ist bedauerlich, weil sie auf ungenügender Information beruhen mag. Entweder sie wird nicht befolgt — es wäre nicht die erste, der es so gegangen ist —: Das wäre, vom Standpunkte der militärischen Disziplin aus gesehen, recht schlimm; oder sie wird befolgt: dann trifft sie außer den Offizieren, an deren Adresse sie gerichtet war, recht hart auch die zum Glück noch die Mehrzahl bildenden Offiziere, die — ohne große Privatmittel — darin, daß sie Civilkleider anlegen, die einzige Möglichkeit finden, an den zahlreichen und mannichfachen geistigen Genüssen der Großstadt Theil zu nehmen. Um häufig in Uniform ein gutes Theater oder Konzert in Berlin zu besuchen, dazu haben nur Wenige die Mittel, denn die Eintrittspreise für Plätze, die für den Offizier als ‚standesgemäß‘ gelten, sind für die Meisten unerschwinglich. Mit stillem Einverständnis der Vorgesetzten, die selbst häufig in Civil im Theater und in Konzerten gesehen werden, benutzen viele Offiziere die mittleren und billigen Plätze. Das müßte aufhören, wenn auf Grund der kaiserlichen Aeußerung die Vorschriften über das Tragen von Civilkleidern künftig strenger angewendet würden. Und Das wäre bedauerlich, — selbst wenn dadurch andere Offiziere von nicht ‚standesgemäßen‘ Vergnügungen abgehalten und in einzelnen Fällen edleren Vergnügungen zugeführt würden. Ich sage: in einzelnen Fällen; denn die Meisten werden vielmehr die Zahl der Skat- und Bierphilister vermehren helfen. Aesthetische Kultur wird im neuen Deutschen Reich gering bewerthet; immerhin ist sie unseren Offizieren nicht fremder als anderen Kreisen der sogenannten guten Gesellschaft, — vielleicht sogar vertrauter, als gewöhnlich angenommen wird. Man sollte den Geist in unserem Offiziercorps nicht verdrängen lassen, sondern den Sinn für Kunst und Literatur wach halten und die Zahl Derer nicht verringern, denen es Freude macht *de se bonner à connaitre les belles choses de près et à s'en nourrir en amateur et humaniste*, selbst wenn ein paar untreue Lieutenants zur abendlichen Zerstreuung Vergnügungsorte aufgesucht hätten, an denen sie sehr leicht nicht ganz standesgemäße Abenteuer hätten erleben können‘. Daran wird der Einzelne durch kein Verbot zu hindern sein.“

* * *

„Am fünfundzwanzigsten Oktober, um zwei Uhr, hatte in Pootingsu noch eine Hinrichtung von acht Chinesen durch Erschießen stattgefunden. Delsite verschiedener Art waren die Veranlassung gewesen. Zwei von ihnen waren beim Pulverdiebstahl abgefaßt worden, den sie in einem von Soldaten bewachten Magazin ver-

üben wollten. Drei Andere hatten sich eines thätlichen Angriffs auf einen englischen Soldaten schuldig gemacht und die drei Letzten waren als Boxer identifizirt worden durch einen Missionär und die Aussagen einiger glaubwürdigen Chinesen. Außerhalb der Stadtmauer, nördlich vom Ostthor, war durch Kulis eine Grube gegraben worden. Eine Sektion Infanterie war zur Ausführung der Exekution zur Stelle. Die Delinquenten wurden herbeigeführt und durch den Dolmetscher ihnen ihre Vergehen vorgehalten; das kriegsgerichtlich ausgesprochene Todesurtheil wurde nochmals verlesen. Natürlich betheuertten Alle ihre Unschuld; namentlich ein junger Burische lamentirte fürchterlich und bettelte um Gnade. Ein alter Genosse, dem der Ehnismus der chinesischen Rasse mit all ihrem Fatalismus aufs Angeficht geschrieben stand, verwies ihm sein Gebahren mit den Worten: „Sah doch das Jammern! Es nützt Dir ja nichts: sie schießen Dich doch tot“. Zunächst mußten Drei in die Grube treten; nur ihre Oberkörper ragten hervor. „Legt an! Feuer!“ Hintenüber fallend, verschwandn sie von der Bildfläche. Darauf erhielten die anderen Fünf den Befehl, sich in die Grube zu stellen. Im Laufschrift rannten sie los, so daß es fast den Anschein gewann, als ob sie flüchten wollten. Sie sprangen hinab zwischen die Leiber der bereits Verurtheilten, machten sich mit den Füßen Platz und stießen die Körper der Erschossenen bei Seite. Wieder das selbe kurze Kommando: auch die Fünf hatten ihre Vergehen mit dem Tode gesühnt. Die Sektion hatte inzwischen wieder geladen und trat nun an die Grube heran, um dahin, wo der Tod noch nicht vollständig eingetreten sein sollte, den Gnadenschuß zu geben. . . Damit war die Exekution beendet. Die Kulis traten heran und in kurzer Zeit deckte die Erde die Leiber Derer, die einen Theil der Grausamkeiten ihrer Rasse sühnen konnten.“ Diese schöne Geschichte wurde so, wie sie hier wiedergegeben ist — nur die ärgsten stichtischen Schmutzigen sind ausgetilgt worden —, am ersten Januar im löblichen Berliner Tageblatt erzählt. Nicht etwa im Ton der Empörung. Nicht etwa nach einem der „Hannendriefe“, deren Angaben unzuverlässig sein können. Nein: als „Originalbericht unseres im Stabe des Oberkommandos befindlichen Spezialberichterstatters Grafen Otto Raypauß.“ Die Herzen der Leser haben gewiß höher geschlagen. Und nur kläglich kleinmüthige Rödgler, die von weltpolitischen Pflichten keine Ahnung haben, können sagen, daß man selbst bei Exekutionen, deren traurige Nothwendigkeit Niemand bestreiten wird, menschlich verfahren und in Todesangst zitternde Menschen nicht zwingen sollte, auf den blutenden Leibern sterbender Brüder herumzutrampeeln. Dieser Rödgler'schaar scheint kein evangelischer Pastor anzugehören; sonst hätten wir aus dem Mund solches berufenen Protestanten sicher schon einen Protest gegen die neu-deutschen Kriegssitten vernommen. Der Mann, der gesagt hat, die Gelben gehorchten dem Wort ihrer Seher, die Weißen aber nicht der Vorschrift ihrer Heiligen Bücher, war kein Europäer, sondern ein Mongolenkhan.

Der serbische Alexander hat sein ehrenwerthes Parlament mit einer Thronrede eröffnet, die dem Westeuropäer merkwürdig klingt. Schon die Mittheilung, Frau Draga, die Königin, erwarte Mutterfreunden, paßt nicht recht in den feierlichen Stil einer Haupt- und Staatsaktion. Viel netter noch ist aber der Satz, das Volk könne nun hellere Tage erhoffen, weil König Milan das Land für immer verlassen habe. Milan ist Alexanders Papa. Und daß ein gekrönter Sohn öffentlich so über den Vater spricht,

der ihm die Krone aufs Haupt gesetzt hat, dünkt uns der Abscheulichkeiten abscheulichste und eine Todsünde wider Pietät und monarchisches Prinzip. Freilich muß man bedenken, welche Erfahrungen Alexander der Kleine mit seinen lieben Eltern gemacht hat. Papa pumpt und lädert herum, läßt morden und das Recht über Balkan gebührt heugen und sucht das Heer gegen den Kriegsherrn aufzumwiegen. Mama veröfentlich fidel die intimsten Befehrespondenz und beschimpft auf offenen Postkarten die Schwiegertochter. Da könnte sogar einen Landesvater, der für Liebe und Alkohol nicht so empfänglich wäre wie Saischa von Serbien, die Wuth packen. Und ähnliche Dinge sind auch in Westeuropa schon vorgekommen. Man braucht, um ihre Spur zu finden, nur im Buch der Geschichte zu blättern, nur zu lesen, was der Vicomte de Méhenac, des Sonnenkönigs erster Gesandter am berliner Hof, über das Verhalten des Kurprinzen Friedrich berichtete, an dessen Namen sich jetzt die Preußenfeier knüpft. Auch dieser junge Herr — der später einem Milan ähnlicher wurde als einem Alexander — lebte mit seinen Eltern in ewigem Hader, erzählte Jedem, die Stiefmutter wolle ihn vergiften, und konspirirte mit fremden Mächten gegen den Vater und Landesheerrn. Der Kurfürst sagte zu dem Franzosen: Mon fils n'est bon à rien; er könne ihn weder lieben noch auch nur achten und werbe sich nicht im Grabe umbrehen, wenn der Schwedenkönig an dem Schwächling eines Tages furchtbare Rache nehme. Und das Urtheil über den Kurprinzen faßt der Gesandte in den Satz zusammen: On lui a de tout temps inspiré cette politique qui est de marquer une inclination opposée à celle de son père. Alles schon dagewesen. Die Balkanstaaten sind eben, trotz allem konstitutionellen Aufspug, um zweihundert Jahre hinter Europa zurück. Wenn man Saischa wie einen kleinen Fürsten aus dem Anfang des achtzehnten Jahrhunderts betrachten lernte, würde man sich weder über seine Peiratsh noch über die Exkommunikation seines Papas wundern, der sich auf dem Thron als nicht zimmerrein erwiesen hat und dem Jeder gern die Bächtigung von der Hand des Söhnchens gönnt.

* * *

Die berliner Kriminalpolizei wird den konigler Mörder noch in diesem Jahrhundert fassen. Die Kleider des Ermordeten hat sie schon.

* * *

In Meran schreibt Fürst Ghlodwig zu Hohenlohe nicht nur Erinnerungen, sondern auch Gedanken nieder. Das Werk wird in Lieferungen erscheinen.

* * *

Der Major Lauff sucht einen neuen Reim auf Bollernaar.

* * *

Unter dem Vorfig der Herren Sanden und Sternberg hat sich in Moabit ein Millionärklub gebildet. Zuzug fernzuhalten!

* * *

Der Reichstag war am achtzehnten Januar beschlußfähig.

* * *

Der „Tag“ ist eine moderne illustrierte Tageszeitung.